



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

9. JAHRGANG  
OKT. - DEZ. 1980



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Eugenstraße 7 · 7000 Stuttgart 1  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler  
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Redaktionsausschuß: Dr. P. Anstett, Dr. N. Bongartz, Dr. E. Hannmann,  
Dr. H. Schach-Döriges, Dr. Wolfgang Stopfel  
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1  
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 19 000 · Beim Nachdruck  
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

## Inhalt

Norbert Bongartz	
Denkmäler der frühen Moderne in Stuttgart und ihre konservatorischen Probleme	137
Lothar Merkelbach	
Das Rathaus in Genkingen, Gemeinde Sonnenbühl, Kreis Reutlingen	148
Hans Jakob Wörner	
„Handwerk in der Denkmalpflege“ Symposium in Fulda vom 2. 6. bis zum 5. 6. 1980	152
Georg Mörsch	
Forderungen des Denkmalpflegers an das Handwerk	155
Hasso von Poser	
Die Deckenbilder im Festsaal von Schloß Weikersheim Ein Katastrophenfall	160
Claus Joachim Kind	
Ausgrabungen an dem Felsdach „Felsställe“ in Mühlen	165
Klaus Pieper/Fritz Wenzel	
Gedanken von Ingenieuren zu Fragen der Denkmalpflege	173
Neue Nutzung für einen Kirchenbau gesucht	179
Personalia	179
Mitteilungen	180

**Titelbild:** Auf der kurz nach dem Einsturz der romanischen Türme des Heilig-Kreuz-Münsters in Schwäbisch Gmünd (1479) gemalten Ablaßtafel, die heute noch in einer Chorkapelle des Münsters hängt, werden für den Baubetrieb nach dem Einsturz zwei Handwerke exemplarisch vorgestellt: Steinmetzen und Maurer sind mit der Schließung der Bresche beschäftigt. Über die jüngsten mehrjährigen Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten im Münster, die 1980 abgeschlossen wurden, berichtete das Nachrichtenblatt bereits in Heft 1/1976.  
Zu den Beiträgen Hans Jakob Wörner: Handwerk in der Denkmalpflege und Georg Mörsch: Forderungen des Denkmalpflegers an das Handwerk

## Norbert Bongartz: Denkmäler der frühen Moderne in Stuttgart und ihre konservatorischen Probleme

Nicht nur die Anzahl der ins Blickfeld der Denkmalpflege getretenen kulturgeschichtlichen Zeugnisse ist seit dem Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes kräftig angewachsen. Angewachsen ist auch seither die Zeitspanne der denkmalpflegerisch relevanten Kultur-Epochen.

Kulturdenkmale der Gründerzeit und Jahrhundertwende und ihre Probleme sind bereits öfters im Rahmen des Nachrichtenblattes vorgestellt worden. Ebenso wie die Zeugnisse der belle époque sind seit einigen Jahren auch die Wegbereiter der Moderne als kulturgeschichtlich bedeutungsvolle Schöpfungen in das Aufgabenfeld der Denkmalpflege getreten.

Diese Bauten der zwanziger Jahre, die sich von der üppig dekorierten Architektur der Jahrhundertwende abkehrten, besitzen durch ihre ebenso schlichte wie proportionell ausgeklügelte Gestaltung und starke Flächigkeit keine besonders auffälligen Merkmale. Auch ihre meist kubischen Baukörper, deren Flachdächer in ihrer Entstehungszeit revolutionär gewirkt haben, sind heute kein Erkennungszeichen mehr, seitdem das Flachdach das Bild unserer Großstädte prägt und auch in den entlegensten Dörfern bereits vertreten ist.

Wer meint, daß die Erhaltung der ersten Generation dieser Architektur doch gerade aufgrund ihrer Sachlichkeit im Falle notwendiger Renovierungsarbeiten denkmalpflegerisch weitgehend unproblematisch ist, der irrt.

Die durch einen Mieterwechsel im Jahre 1979 veranlaßte Grundinstandsetzung des Scharoun-Hauses, Hölzelweg 1, in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung und die dabei gewon-

nen Erfahrungen können stellvertretend für viele Gebäude dieser Zeit stehen.

### Die Weißenhofsiedlung

Die 1927 von der Stadt in Zusammenarbeit mit dem Werkbund als Modellvorhaben unter dem Titel „Die Wohnung“ in einer Art „Weltausstellung der Architektur“ errichtete Siedlung ist in ihren erhaltenen Partien das bedeutendste Architektur-Denkmal in Stuttgart.

Durch Initiative einer Stuttgarter Architektengruppe um Richard Döcker, des Heilbronner Landtagsabgeordneten Peter Bruckmann und des Technischen Bürgermeisters Sigloch war das Projekt in Gang gekommen. Die Planung lag zunächst in den Händen von Paul Bonatz und Paul Schmitthenner, die sich nach energischem Eingreifen von Richard Döcker aus dem Projekt zurückzogen und aus dem Werkbund austraten. Auf ihre Initiative geht die spätere, nur wenige hundert Meter entfernt realisierte Kochenhofsiedlung zurück, die heutige „Holzwurmsiedlung“, in der Wohnhausbau mit Holz vorgestellt wurde.

Angesichts Döckers noch 1921/22 in der Nachbarschaft des Weißenhofs entstandener Viergiebelweg-Siedlung mit einfachen Satteldach-Häusern läßt sich die Aufbruchstimmung der Vertreter einer neuen Architektur nach 1925 auch heute noch gut nachvollziehen.

Mit dem Austritt von Bonatz und Schmitthenner, die diesen revolutionären neuen Tendenzen nicht folgen wollten, geriet das Weißenhof-Projekt in die Zielrichtung der jungen internationalen, in Deutschland als Bauhaus-Architektur

## 91 % für den Denkmalschutz in Baden-Württemberg!

Dieser überraschend hohe Anteil der wahlberechtigten Bevölkerung sprach sich in unserem Land für den Denkmalschutz aus.

Im Vergleich zu den übrigen Bundesländern steht Baden-Württemberg mit diesem Ergebnis an zweiter Stelle, nach Bayern mit 92%. Damit ist anscheinend die Zahl der Befürworter in Süddeutschland am größten: In Schleswig-Holstein waren 82% der Bevölkerung für Denkmalschutz, in der gesamten Bundesrepublik 88%. Insgesamt halten nur 6% der Befragten nichts oder nicht viel vom Denkmalschutz.

Das ergab eine Umfrage der Wickert-Institute im Mai dieses Jahres. Wie die Meinungsforscher feststellten, fanden sich – dies ist besonders beachtenswert – die meisten Befürworter der Erhaltung unter jungen Menschen (93%), die wenigsten unter den 50 und mehr Jahre alten Personen (77%). Die Umfrage zeigte auch, daß Frauen mit 90% dem Denkmalschutz positiver gegenüberstehen als Männer (86%).

(DSI)

bezeichneten neuen Architektur einer weitgehenden Versachlichung, die sich avantgardistisch von allen Architektur-Traditionen gelöst hatte. Die durch Zusammenarbeit von Richard Döcker und Mies van der Rohe realisierte Weißenhofsiedlung zeigte, neben nur wenigen Mehrfamilienhäusern, Einfamilienhäuser als freistehende oder als Reihenhäuser. Sie wurde am 23. 7. 1927 eröffnet, nach einer Bauzeit von nur einem halben Jahr! Die meisten Häuser wurden in einer Schnellbauweise errichtet; viele mit einer Stahlskelett-Konstruktion, deren Gefache auf verschiedene Weise z. B. mit Schlackenstein-Füllwänden, mit „Thermosplatten“, „Feifel-Zickzack-Wänden“ ausgefüllt wurden.

Die Wirkung des hier verwirklichten Querschnitts durch die avantgardistische Architektur war enorm. Die Gruppe von Bauten nach Plänen von 16 Architekten aus 5 Ländern (Peter Behrens, Victor Bourgeois, Richard Döcker, Josef Frank, Walter Gropius, Ludwig Hilberseimer, Le Corbusier, Ludwig Mies van der Rohe, J. J. P. Oud, Hans Poelzig, Adolf Rading, Hans Scharoun, Adolf G. Schneck, Mart Stam, Bruno und Max Taut ist in ihrem einzigartigen Nebeneinander „nicht aus der Geschichte der heutigen Architektur zu streichen“ (S. Giedion).

Zu dem starken positiven Echo gesellte sich von erster Stunde an auch eine Ablehnung. Sie war zunächst eher fachlich vorgetragen; man bemängelte die geringe Erdverbundenheit der Häuser, voran bei denen Le Corbusiers. Der fremde, ja fremdländische Charakter der Flachdachhäuser wurde angegriffen, der Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern lehnte in einer Resolution die „Wohnmaschinen“ als bloße Sache der Vernunft, zudem als

Schädigung der Landschaft ab. Ab 1933 unter den Nationalsozialisten geriet die Siedlung zum „Schandfleck von Stuttgart“, den man völlig abzubrechen suchte: In einem Wettbewerb 1938 wurde das Gelände der Weißenhofsiedlung für die Generalkommandantur des Heeres überplant, in dessen Zusammenhang die Siedlung an das Reich veräußert wurde. Es ist zur Ausführung des gewaltigen Projektes nicht mehr gekommen.

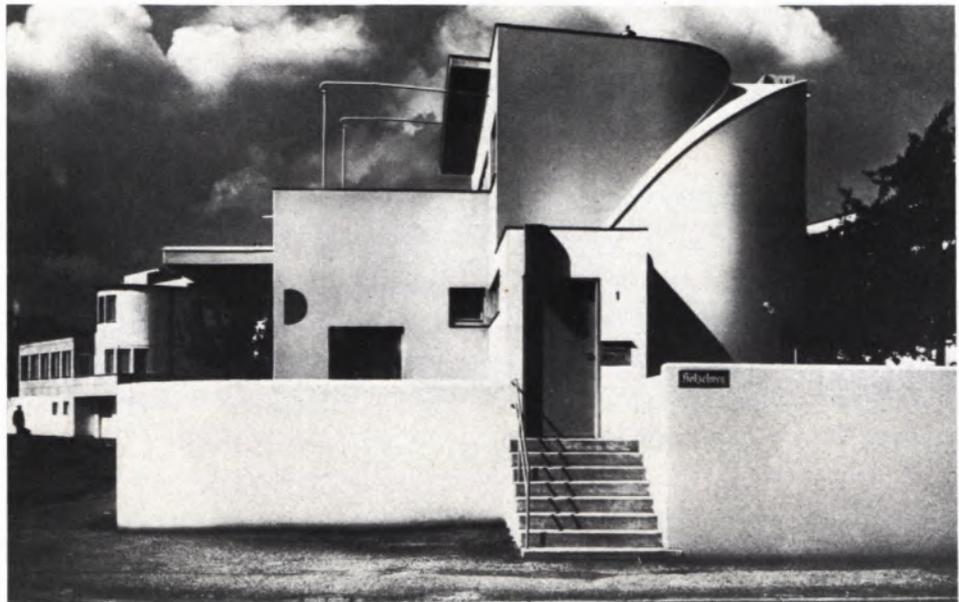
1943 erlitt die Siedlung durch einen Bombenangriff schwere Schäden, Ausgangspunkt für Instandsetzungs- und Wiederaufbaumaßnahmen, die der Bedeutung der Siedlung nicht gerecht wurden. Die zerstörten Häuser wurden durch die Bundesvermögensverwaltung, der neuen Bauherrin, als belanglose Satteldachhäuser wieder aufgebaut, beschädigte Häuser in wesentlichen Punkten verändert. Noch 1950 erhielt das Haus von Peter Behrens ein Satteldach von 22° Neigung. Ein bald wieder zurückgezogenes Abbruchgesuch für eines der beiden Häuser Le Corbusiers 1956 brachte, mit der darauffolgenden Eintragung der Siedlung in das Landesverzeichnis für Baudenkmale gemäß Denkmalratsbeschuß vom 28. 8. 1958, die erste Wende für die Siedlung.

Doch die Eintragung allein konnte nicht für eine verantwortungsvolle gewissenhafte Erhaltung der Siedlung sorgen. Ohne Verfügbarkeit über alle Bauakten und Zeugnisse zur Siedlung war eine – lange Zeit über auch personell ungenügend ausgestattete – Denkmalpflege, als anwaltschaftliche Gesprächspartnerin des betreuenden staatlichen Hochbauamtes mit seinen engen Richtlinien zur Bewirtschaftung der Siedlung, kaum in der Lage, neue Maßstäbe im Umgang mit dem bedeutenden Schutzgut zu setzen. In ihrem teilweise heruntergekommenen Zustand verdeut-

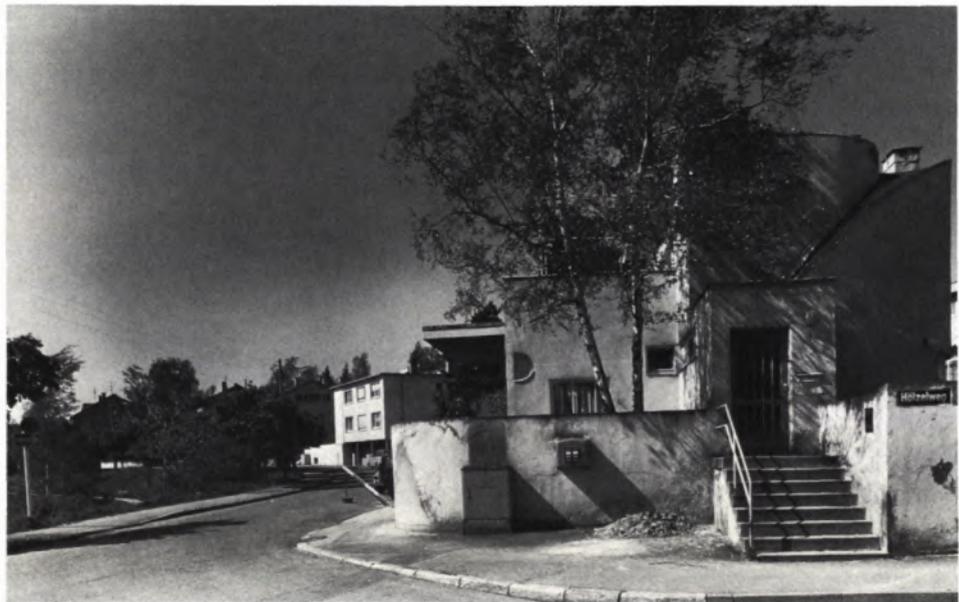
1 DIE STUTTGARTER WEISSENHOFSDIEDLUNG 1927. Blick vom Turm des Restaurants „Schönblick“. Das Scharoun-Haus im Vordergrund ist im Bild nur mit einer Ecke des Daches erfaßt.



2 DAS SCHAROUN-HAUS, Hölzelweg 1, in einer stark retuschierten Idealansicht.



3 DAS SCHAROUN-HAUS, nahezu der gleiche Blick über 50 Jahre später zu Beginn der Renovierung. Die einst glattflächige Haustür ist einer unpassenden Holz-Glas-Tür gewichen. Die funktionslos gebliebene riesige Lampen-Attrappe wick einer Milchglas-Lampe, zwei Birken überspielen den kubischen Baukörper.



licht die Weißenhofsiedlung heute, wie es um eine in der Regel erst reagierend auf Veränderungsplanungen tätig werdende Denkmalpflege bestellt ist, wenn solche verändernden Planungen, und seien dies nur Instandsetzungen, unterblieben.

Während der Außeninstandsetzung der Reihenhausegruppe von Mart Stam 1976 zum Beispiel wurde das Haus in einem kräftigen Blau gestrichen, welches heute als Fremdkörper in der Siedlung wirkt. Bis heute ist noch nicht klar, ob das als älteste Farbe so vorgefundene Blau nur ein (entgleister) Voranstrich für das zweite vorgefundene wässrige leichte Blau war oder tatsächlich auch während der Ausstellung so kräftig ausgefallen war.

#### Das Scharoun-Haus

Eins der Häuser in der Weißenhofsiedlung, das Scharoun-Haus, ist Ergebnis eines längeren Planungsprozesses, der sich anhand erhaltener Skizzen gut rekonstruieren läßt.

Scharoun, der damals erst 34 Jahre alt war, plante zunächst (*Planstufe 1*) ein rechteckiges an die Straßenecke gerücktes

Gebäude, welches im Vergleich zur ausgeführten Fassung um 90° gedreht ist. Wie die Häuser von Gropius, Le Corbusier und Mies van der Rohe, Poelzig und Rading sollte der kompakte Baukörper dadurch, daß das oberste Geschosß zugunsten einer Sonnenterrasse eingezogen wurde, in seiner Baumasse aufgelockert werden. Durch die Gleichstellung der Kellergeschoß-Front mit den Obergeschossen wirkt das Haus dreigeschossig, womit seine Stellung an der Straßenecke städtebaulich markant herausgestrichen werden sollte.

In *Planstufe 2* hat Scharoun dieses Konzept verlassen. Er dreht den Baukörper in seine endgültige Lage und organisiert den Grundriß um. Man erkennt bereits einen durch Stufen zweigeteilten Wohnraum. Der Baukörper ist weiterhin rechteckig geformt, wird jedoch in seinen Konturen freier.

*Planstufe 3* läßt erkennen, daß Scharoun in ganz anderer Weise auf die (Straßen-)Ecke Bezug nimmt. Statt wie anfänglich städtebauliche Markanz anzustreben, beläßt er die städtebaulich weniger markante Position und modelliert



4 SCHAROUN-HAUS  
1927. Nur wenige Wochen  
später war das Sonnensegel der  
oberen Terrasse vom Wind  
zerfetzt und ist seither nicht  
wiederhergestellt worden. Die  
horizontale Verbindung der  
Fenster im Obergeschoß ist  
noch ablesbar.



5 DIE ANSICHT über 50  
Jahre später: Mit Vermaue-  
rung eines Fensters wurde das  
breit zum Garten geöffnete  
Bogenfenster isoliert, die hori-  
zontale Zusammenfassung der  
Öffnungen im Obergeschoß  
ging verloren.

den Baukörper durch eine eigenwillige abgerundete, durch Fenster breit geöffnete Ecke im Wohnraum, der diagonal gegenüber die Abrundung des Treppenhauses antwortet. Das geplante Dach läßt die in der Planstufe 4 beabsichtigte und so ausgeführte schräge Dachform über dem schneckenartigen Treppenaufgang noch nicht erkennen.

In der endgültigen *Planstufe 4* kehrt Scharoun zur Eingangslösung von *Planstufe 2* zurück. Offensichtlich war ihm die geradlinige als zusätzlicher Strich im Grundriß verdeutlichte Funktionsachse: Eingangstreppe – Windfang – Garderobe – Eßzimmer – Wohnraum – Garten so wichtig geworden, daß er die in *Planstufe 3* versuchte Abwinkelung der Eingangstreppe auf Kosten der Baukörperstellung dicht am Hölzelweg doch wieder aufgab. Den Abrundungen des Baukörpers antwortet nun eine abgerundete Stützmauer an der Straße.

Durch den hier nur auf wesentliche Punkte konzentrierten Vergleich der Planfassungen untereinander erhellt sich der Gedankengang des Architekten auf wesentlich prägnantere Weise, als dies bei einer Analyse des ausgeführten Planes

allein möglich wäre; die „Komposition“ wird als gewachsenes kalkuliertes Konzept deutlich.

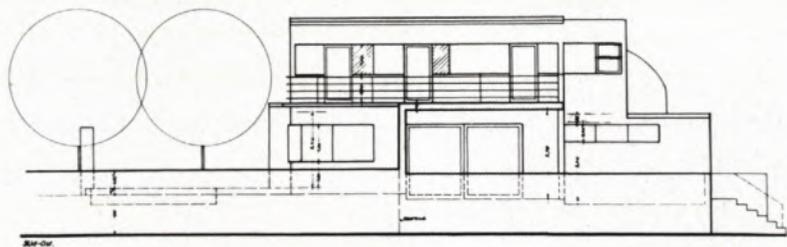
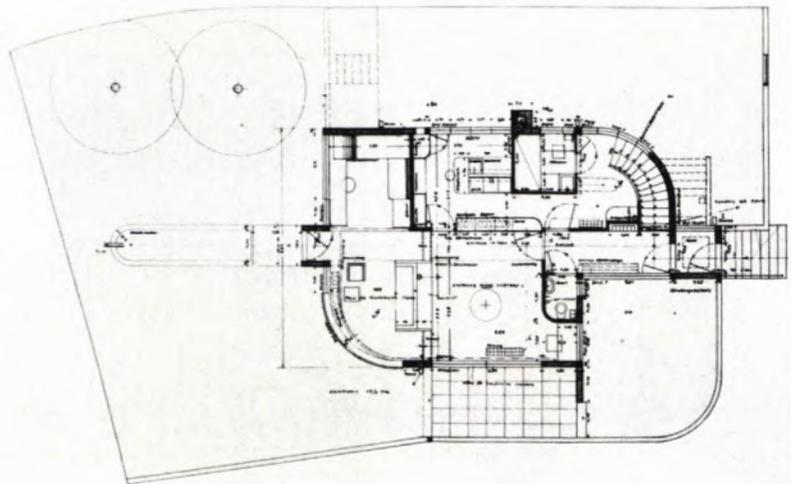
#### Bauinstandsetzungs- und Restaurierungsprobleme

Wie die meisten Häuser der Siedlung ist auch das Haus Scharoun nach dem Krieg in wichtigen Punkten verändert worden. Verständlicherweise konnten die originalen gerundeten Scheiben im Wohnraum, die Besonderheit des mit seinen zwei sanft gerundeten Wänden ausgezeichneten Hauses, in der Nachkriegszeit nicht sogleich ersetzt werden. Die Rundung war durch drei einfache zweiflügelige Fenster beeinträchtigt worden. Der Zugang zur Terrasse war ehemals durch großflächig verglaste wandhohe Schiebetüren ausgestattet. Mit Einmauerung einer Brüstung und dem Einbau einer üblichen schmalen Fenstertüre neben einem breitformatigen Fenster hatte man diesen Zustand nach dem Krieg verfremdet. Aus der Sicht des Eigentümers, der die Siedlung für Bundesbedienstete bereithält, hätten diese Nachkriegsveränderungen lediglich repariert und damit fixiert werden können. Da die ursprünglichen gerun-





11 und 12 PLANSTUFE 4. Die Ausführungspläne stammen nicht mehr von Scharoun's Hand. Sie zeigen die letzten Korrekturen.



wart wird seit einigen Jahren überlegt, ob die Siedlung nicht besser aus dem Bundesbesitz in andere Hände übergehen sollte. Aus langjähriger Beobachtung der Verhältnisse hat sich vor kurzem ein Verein konstituiert, der sich „Freunde der Weißenhofsiedlung e.V.“ nennt, und der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Aschenputtel-Dasein für die Siedlung beendigen zu helfen. Ehemalige Aktive aus der Weißenhof-Zeit (Bodo Rasch, Mia Seeger) zählen ebenso zum Verein wie engagierte namhafte Architekten und Politiker. Sie versuchen nun, die Unterlagen über die Siedlung zusammenzutragen und auf eine Instandsetzung und Wiederherstellung der Siedlung von 1927 hinzuwirken. Mit dem Ziel einer Instandsetzung wird das denkmalpflegerische Interesse gestützt werden, die Absicht einer völligen Wiederherstellung der Siedlung geht aber über den gesetzlich festgelegten Rahmen für die Tätigkeit der staatlichen Denkmalpflege hinaus, der es um die sach- und fachgerechte Erhaltung noch vorhandener Kulturdenkmale geht. Der Verein hat inzwischen das Denkmodell einer Stiftung vorgestellt, in der Bund, Land, Stadt und sonstige Interessenten gemeinsam die Trägerschaft der Siedlung über-

nehmen. Negative Erfahrung mit kulturgeschichtlich bedeutsamen Siedlungen, die an private Interessenten veräußert wurden, sprechen für ein solches Modell. Es ist daher zu hoffen, daß die Verantwortlichen eine Lösung zum Wohle der heute noch vorhandenen Teile der Siedlung finden, eine Lösung, die es einem Träger rechtlich und finanziell ermöglicht, die Siedlung Schritt für Schritt instand zu setzen und soweit im ursprünglichen Zustand zu erhalten, wie dies trotz veränderter Wohnansprüche und Richtlinien noch möglich ist.

Wir wissen heute, daß nicht alle zeitgenössischen Kritiker der Weißenhofsiedlung leichtfertig als reaktionäre Provinzialisten abgetan werden können, denn sie halfen (z. B. die Vertreter des Expressionismus, die sich gegen die nivellierenden Tendenzen des Industriezeitalters wehrten), die Bautraditionen bis in unsere Zeit zu tradieren. Auch wenn wir heute aus der Distanz von nun über 50 Jahren über die gegenläufigen Strömungen nicht mehr abschätzig lächeln, sondern neutraler urteilen können – die große Bedeutung der Weißenhofsiedlung wird dadurch keineswegs geschmälert.



### Der Tagblatt-Turm

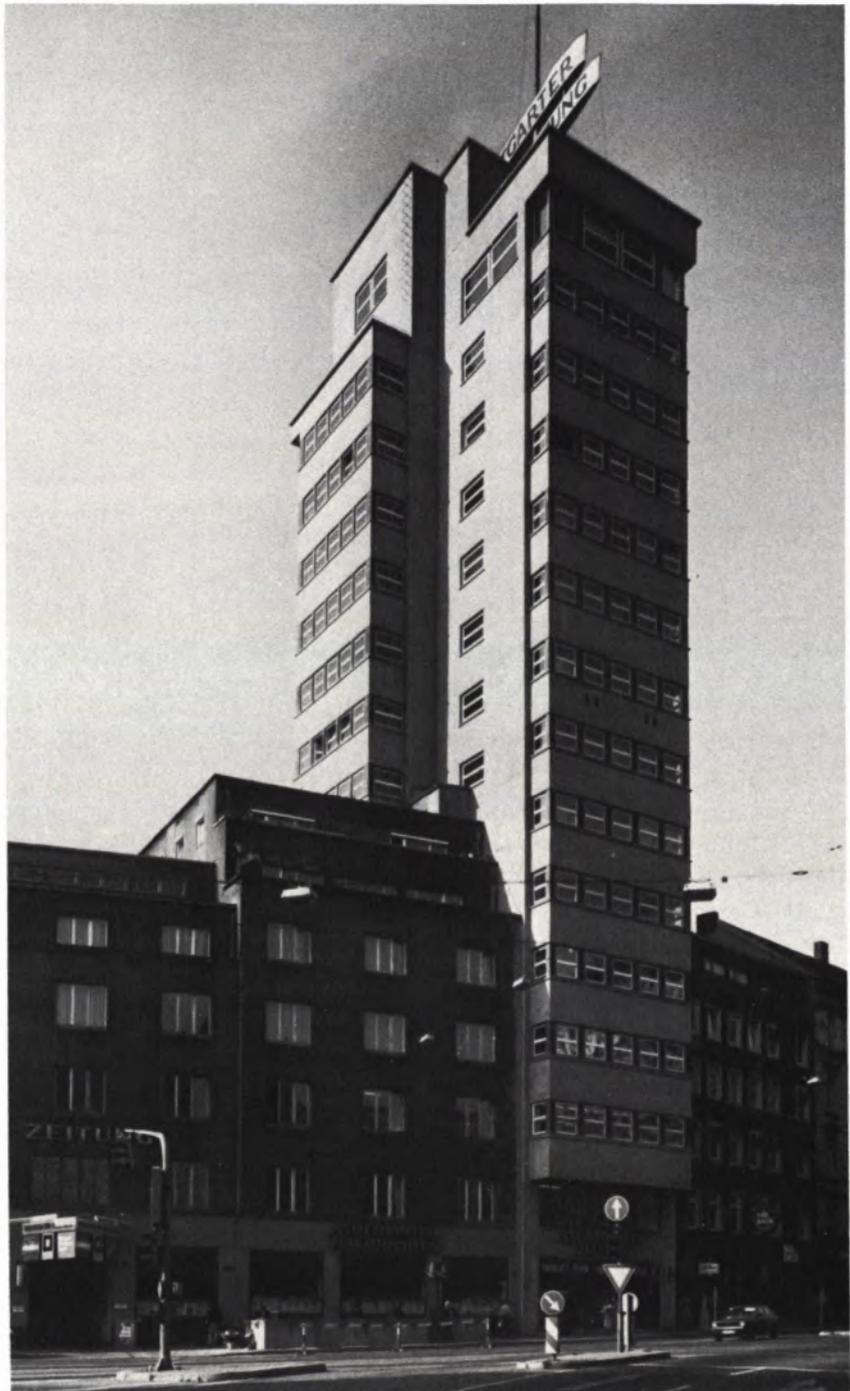
Gleichzeitig mit der Weißenhofsiedlung entstanden im Stuttgarter Talkessel am Rande der Altstadt, in Sichtweite voneinander, das längst abgebrochene bedeutende Schoken-Kaufhaus des damaligen Berliner Architekten Erich Mendelsohn und der Tagblatt-Turm, ein sechzehnstöckiges Hochhaus, welches in eine alte Häuserzeile als gestalterischer und geschichtlicher Kontrast hineinkomponiert worden war. Bauherrin war die Vorgängerin der späteren Stuttgarter Zeitung, die mit dem wahrzeichenhaft aufragenden schlanken Turmhaus-Neubau das „Mit-der-Zeit-Gehen“ wirkungsvoll unterstrich.

Der bis dahin kaum bekannte junge Stuttgarter Architekt Otto Oßwald erstellte mit diesem Bau den großen Wurf seines Lebens, dessen überragende Bedeutung – als erster

in Sichtbeton errichteter Hochhausbau der Welt – erst kürzlich erkannt worden ist; die Einflüsse des Tagblatt-Turms sind bis in die USA zu verfolgen, wo bis dahin die frühen Hochhäuser als Stahlskelettbauten erstellt worden waren.

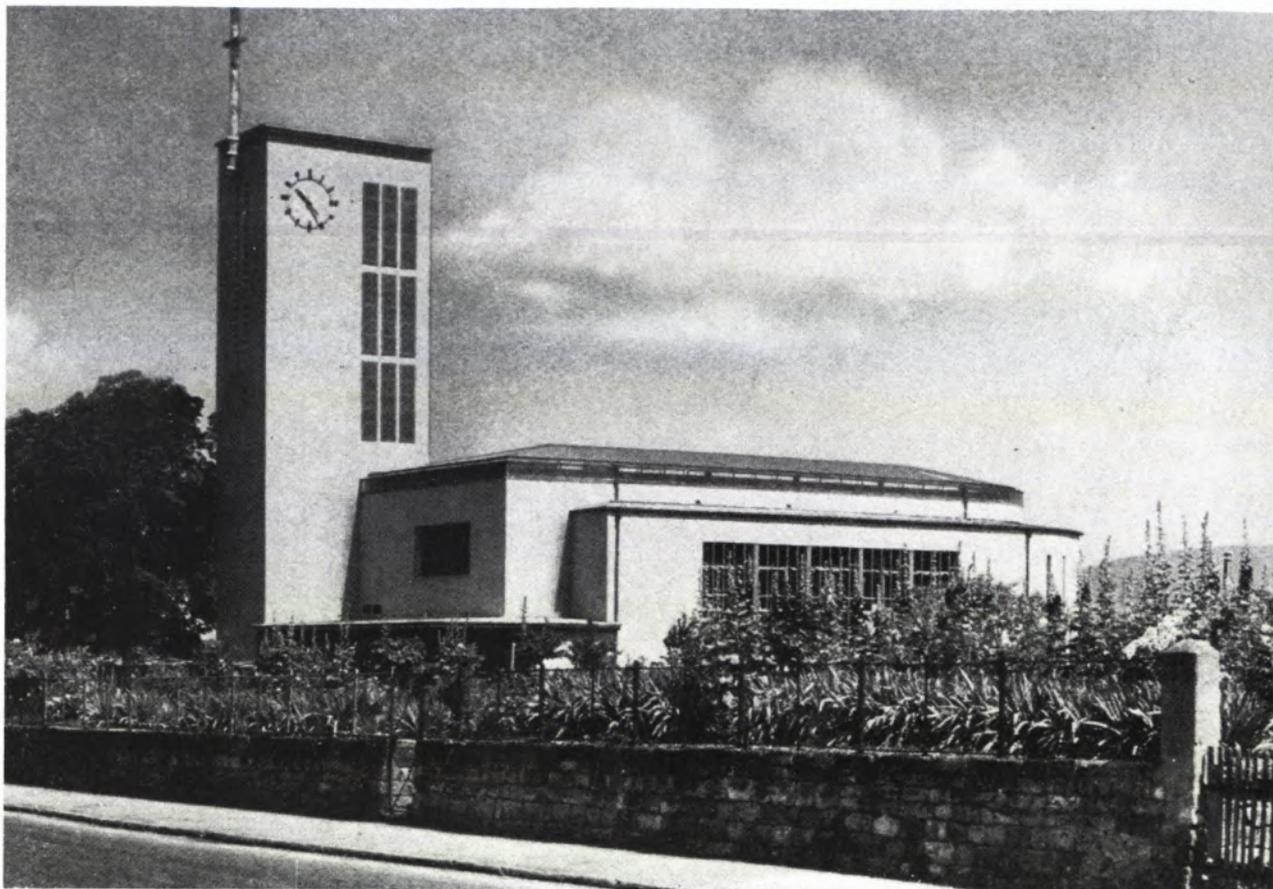
Das erste Sichtbetongebäude in Württemberg entstand in Stuttgart bereits 1912 im Bosch-Areal bei der Liederhalle. Die Fassade des heute als Verwaltungsgebäude vom Regierungspräsidium genutzten Bürohauses war nach dem Aushärten des Betons aber steinmetzmäßig überarbeitet worden, so daß sie heute wie eine dekorierte Putzfassade des Neuen Stiles wirkt.

Die Beton-Oberfläche des Tagblatt-Turms blieb dagegen glatt, wengleich auch sie nicht roh wie aus der Schalung gekommen belassen, sondern mit dem Stockhammer nachbehandelt wurde.



Diese originale Oberfläche ist heute verloren: Der damals nur schlecht verdichtete und damit stark poröse Beton war an seiner Oberfläche durch das Rosten der Armierungseisen in großen Flächen bereits abgeplatzt. Zur Beseitigung der Ursache, des eindringenden Regenwassers, wurde daher zunächst eine Verkleidung der Fassade mit großen Paneelen vorgeschlagen, wodurch die Architektur des Hochhausbaues aber tiefgreifend verändert worden wäre. Stattdessen hat man das Erscheinungsbild des Turms dadurch zu wahren versucht, daß die korrodierenden Eisen freigelegt, entrostet, mit einem Schutzanstrich versehen und mit einem dünnen wasserabstoßenden Spezialputz überzogen wurden, der abschließend einen Anstrich in der Farbigkeit des Betons erhielt. Die langjährigen Auffangnetze für den Betonsteinschlag konnten damit wieder entfernt werden.

Die an vielen Stellen undicht gewordenen originalen Schiebefenster des Hochhauses wurden gegen einfache Dreh- und Kippfenster mit markanter horizontaler Teilung ausgetauscht, wodurch wenigstens das Erscheinungsbild des Turms im wesentlichen erhalten blieb. Nach verspäteter Einschaltung der Denkmalpflege wurde dafür gesorgt, daß wenigstens im ersten Normalgeschoß des Turms die alten Schiebefenster erhalten blieben. Durch zusätzliche Fensterflügel im Inneren werden sie jetzt von der Aufgabe einer zugfreien Dichtung entlastet. Den ohne Mitwirkung der Denkmalpflege vorgenommenen Modernisierungen im Inneren des Turms sind unter anderem die wertvollen Treppengeländer zum Opfer gefallen. Der heutige Besitzer des Tagblatt-Turms, die Stadt Stuttgart, hat das Gebäude nicht zuletzt aufgrund seines kulturgeschichtlichen Wertes erworben.



15 STUTTGART-HEDELFINGEN, „NEUE KIRCHE“, Außenansicht um 1930.

#### Neue Kirche in Hedelfingen

Als jüngste Instandsetzung eines Bauwerks der frühen Moderne ist die Renovierung der Evangelischen „Neuen Kirche“ in Stuttgart-Hedelfingen zu verzeichnen.

Die 1928/29 nach Plänen des schweizerischen Architekten Trüdinger im Stuttgarter Architekturbüro Volkhard in ausgiebiger Stahlskelettbauweise errichtete Kirche ist, neben der 1933 im Stil der Weißenhofsiedlung erbauten, doch 1939 außen durch Satteldach und andere Zutaten zeitgemäß „eingedeutschten“ Brenzkirche, der bedeutendste Kirchenbau seiner Stilrichtung im weiten Umkreis. Das Kircheninnere des Längsbinderbaus zeigt ein stützenloses basilikales Raumschema. Die flache Decke des gegenüber den Seitenschiffräumen nur unwesentlich höheren Mittelschiffs ist durch ein Lichtband – möglicherweise das früheste Lichtband im Kirchenbau – vom Baukörper abgelöst. Das Zentrum der das Mittelschiff abrundenden Chor-Apsis bildet ein schon vor vielen Jahren durch einen unpassenden Orgelneubau auf der Empore funktionslos gewordener Orgelprospekt, der mit einem monumentalen hölzernen Kreuz zusammenkomponiert wurde. Wie im protestantischen Kirchenbau dieser Zeit bereits üblich, wurde der Kirche seitlich ein Gemeindesaal angebaut, der sich bei Bedarf zur Kirche hin mittels einer hölzernen Falttür breit öffnen läßt.

Beinahe wären im Falle dieser Kirche die Gesichtspunkte der Denkmalpflege zu spät gekommen, da eine den Kirchenbau stärker verändernde ältere Instandsetzungsplanung zunächst nicht weiter verfolgt worden war. Seit dem Kontakt zwischen Denkmalpflege und Bauherrenseite ergab sich eine intensive Zusammenarbeit, die dazu führte,

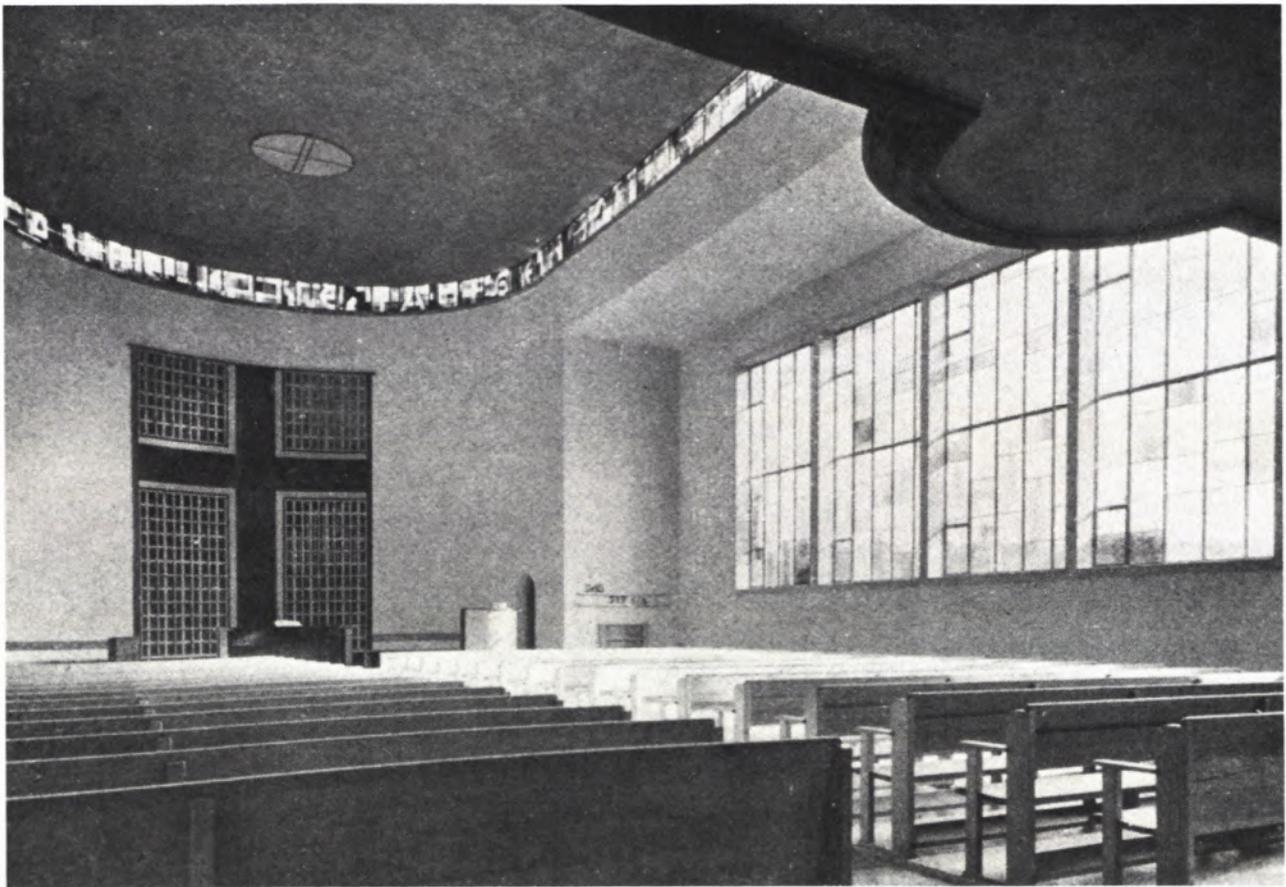
daß trotz einer Reihe von notwendigen Veränderungen – so die Erneuerung der Fenster, der Fußbodenheizung und die Einbringung einer neuen Beleuchtung – die Substanz des Bauwerks bzw. dessen Charakter nicht mehr als unbedingt notwendig verändert werden mußte.

Die bemerkenswertesten Entscheidungen sind wohl zunächst der Verzicht auf Wärmeisolierung der Wände. Die für die glattflächige Architektur problematische Maßnahme wurde auf 40000 DM veranschlagt, eine Summe, die sich bei heutigen Heizölpreisen erst in 40 Jahren amortisiert hätte.

Auch der zweifarbige Innenanstrich, ein nicht flächendeckender mit relativ trockener Quaste aufgetragener ockerfarbener Anstrich auf weißflächigem Untergrund, dürfte als Charakteristikum seiner Zeit in seiner Erneuerung heute Seltenheitswert besitzen.

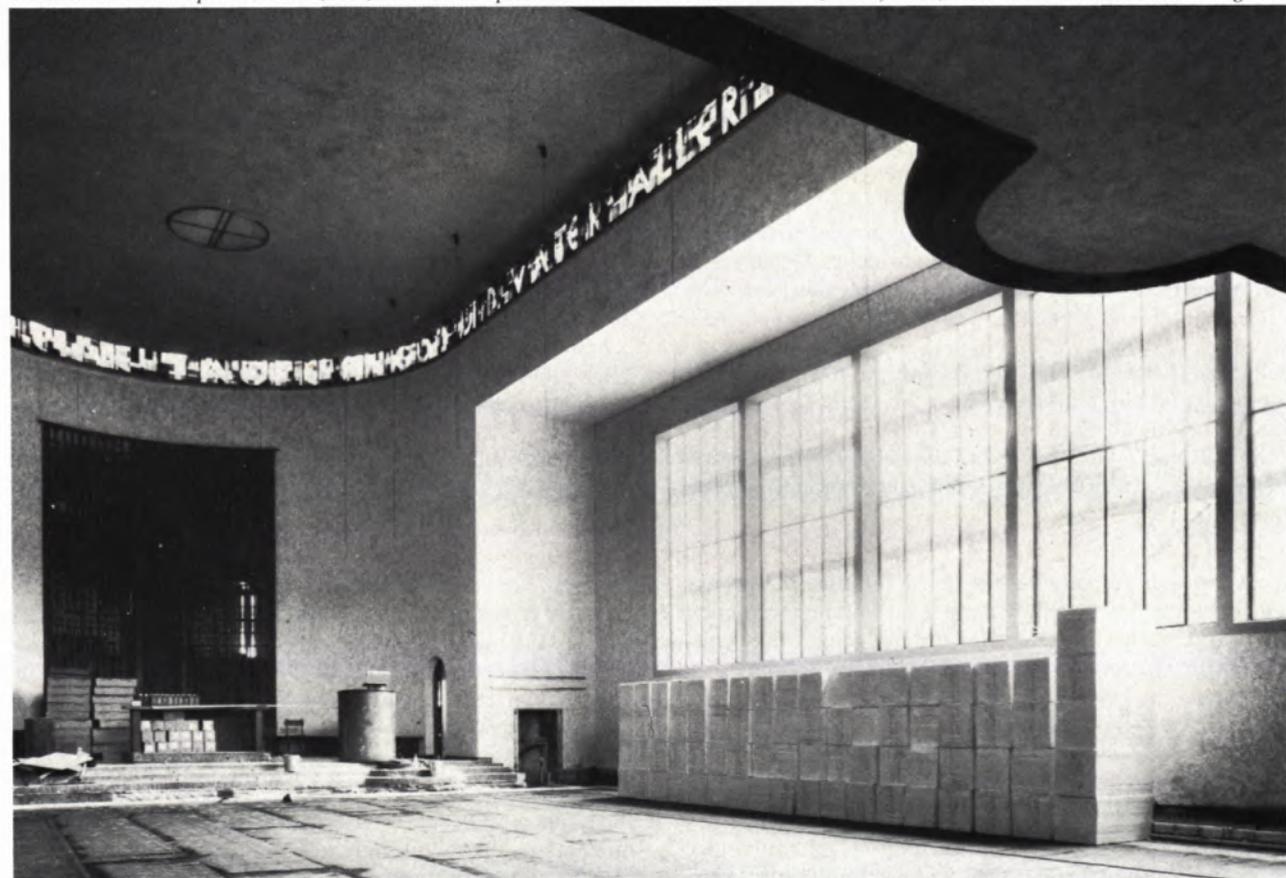
Die ersten Erfahrungen mit Architekturen der frühen Moderne lehren uns, daß diese bei Instandsetzungen und Erneuerungen ein wesentlich sensibleres Schutzgut darstellen, als man zunächst glauben könnte. Das raffiniert kalkulierte sparsame Detail gibt bei unüberlegter Betreuung rasch seinen Geist auf.

*Dr. Norbert Bongartz  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1*



16 „NEUE KIRCHE“ um 1930. Die Decke mit eingebauten Beleuchtungskörpern, die für heutiges Lichtbedürfnis nicht ausreichen, „schwebt“ über dem umlaufenden Lichtband. Hauptlichtquelle ist das Seitenfenster in einer Wand, die sich durch die Längsbinder-Konstruktion nahezu stützenlos ausführen ließ.

17 IM OKTOBER 1980 waren die Arbeiten an Wänden und Decke abgeschlossen. Die Seitenschiffdecken haben Akustikplatten erhalten. Schlanke Pendellampen werden zusätzliches Licht spenden. Die alten Bänke kehren zurück, sobald der neue Klinkerboden verlegt ist.





1 DAS RATHAUS VON GENKINGEN von Süden, von der Undinger Straße aus, gesehen.

## Lothar Merkelbach: Das Rathaus in Genkingen, Gemeinde Sonnenbühl, Kreis Reutlingen

Die beherrschende Stellung dieses Rathauses im Schnittpunkt von drei Straßen wurde – wie konnte es anders sein – zum Stein des Anstoßes, als es an die Planung des Ausbaus der Ortsdurchfahrt ging. Wer von vornherein meint, dieser Ausbau sei doch sicher mal wieder so eine ganz überflüssige Maßnahme, sollte sich doch mit den örtlichen Gegebenheiten etwas besser vertraut machen. In der Nähe von Genkingen gibt es einige Schotterwerke, deren Lastzüge in alle Richtungen fahren; in Genkingen selbst sind gottlob noch sehr viele Landwirte ansässig, die mit ihren Traktoren auf die Felder fahren; und schließlich ist die Strecke über Genkingen bei Ausflüglern aus dem Tübinger und Reutlinger Raum als kurze Verbindung auf die Schwäbische Alb sehr beliebt, was sich vor allem an den Wochenenden bemerkbar macht.

Man kann also davon ausgehen, daß eine Verbesserung nicht nur der Verhältnisse für den Kraftfahrzeugverkehr, sondern auch – dies war von Anfang an das Hauptargument der Bürger – der Sicherheit für die Fußgänger notwendig war. In der Gemeinde selbst wurde schon seit Jahren davon gesprochen, daß diese Verbesserungen nur möglich seien, wenn das Rathaus abgebrochen werde. Zudem erwiesen sich die Verhandlungen des Straßenbauamts mit verschiedenen Anliegern wegen des Erwerbs von Flächen zur Ausweitung der Straße als fast aussichtslos.

Da unsere Vorstellung von Straße und Verkehr zumindest bis in die allerjüngste Zeit von der „Optimallösung“ (hin-

sichtlich der Kraftfahrzeuge nämlich) geprägt war, mündeten alle Überlegungen und Versuche immer wieder in die gleiche Folgerung: es geht nur nach Abbruch des Rathauses. In Genkingen läuft auch ein Dorferneuerungsprogramm. So wurden von der Landwirtschaftsverwaltung Anstrengungen unternommen, um die hier aufeinandertreffenden unterschiedlichen Interessen auf einen Nenner zu bringen. Denn von dieser Seite waren nicht nur die Belange der Ortsbildpflege, sondern ebenso diejenigen der Landwirte – und damit auch wieder die des Verkehrs – zu vertreten. So wurden Untersuchungen des Instituts für Straßen- und Verkehrswesen der Universität Stuttgart in Auftrag gegeben, die einiges an Anregungen zur Lösung des Problems beitrugen.

Schließlich berief die Gemeinde eine Bürgerversammlung ein. Da ging es ziemlich hoch her, die Meinungen prallten hart aufeinander. Für den Außenstehenden war es nicht ohne weiteres erkennbar, welche Richtung die Oberhand habe. Auf alle Fälle zeigte sich die Schwierigkeit, einen einmal fixierten Lösungsvorschlag (Ausbau nach dem ersten Plan des Straßenbauamts) gegen andere Vorschläge abzuwägen. Man hätte – hinterher ist man immer klüger – von vornherein mehrere Alternativen zur Diskussion stellen müssen.

Das denkmalpflegerische Gutachten, das vom Landesdenkmalamt auf der Versammlung erläutert wurde, lautete: „Das Genkinger Rathaus steht nicht nur mitten im Orts-



2 AM KREUZUNGSPUNKT DREIER STRASSEN steht das Rathaus hier von Osten, von der Gönninger Straße aus, gesehen.

3 BLICK AUF DIE SÜD- UND SÜDOSTSEITE des Rathauses.





4

kern, sondern es bildet selbst den Mittelpunkt des Ortes – nicht etwa, wie in vielen Fällen, die Kirche.

Da die Ortsgestalt sehr viel älter ist als das Gebäude und auch nichts dafür spricht, daß spätere Gehöftanlagen die ungewöhnliche Lage des Gebäudes im Schnittpunkt von drei Straßen ergeben haben, scheint dieses für das Orts-geschehen wichtige Bauwerk mit Bedacht an diesem Punkt errichtet worden zu sein. Anlaß für diese Platzwahl könnte die ortsgeschichtlich gegebene Notwendigkeit gewesen sein, das Rathaus so zu plazieren, daß sich für das Oberdorf mit der Burg und das Unterdorf mit der Kirche nicht eine Bevorzugung einer der beiden Ortsteile ergab. Geschichtliche Quellen zu den Besitz- und Herrschaftsverhältnissen in Genkingen könnten zu diesem Argument vermutlich noch näheren Aufschluß geben.

Unzweifelhaft bedeutet der Standort des Rathauses das Hauptcharakteristikum des Ortes, ist Teil seiner ortsbildlichen Identität. Eine so ausgesprochene und zugleich originelle Lage des Rathauses als und im Mittelpunkt der Ortsanlage ist nicht ohne weiteres ein zweites Mal nachzuweisen.

Auf diese sinnvolle und städtebaulich reizvolle Eigenart Genkingens weist 1883 die Beschreibung des Oberamtes Reutlingen gleich am Anfang der Ortsbeschreibung von Genkingen hin. Aber auch schon wesentlich früher, und zwar 1683 auf einer Ortsdarstellung im Kieserschen Forstlagerbuch sowie in einer zugehörigen separaten Ortsansicht,

erscheint die sternförmige Anlage im deutlichen Unterschied zu anderen Orten. In ihrem Mittelpunkt befindet sich – etwas abgerückt von der Kirche – ein über die anderen Häuser leicht hinausragendes Gebäude, das man mit einiger Gewißheit als das Rathaus interpretieren darf.

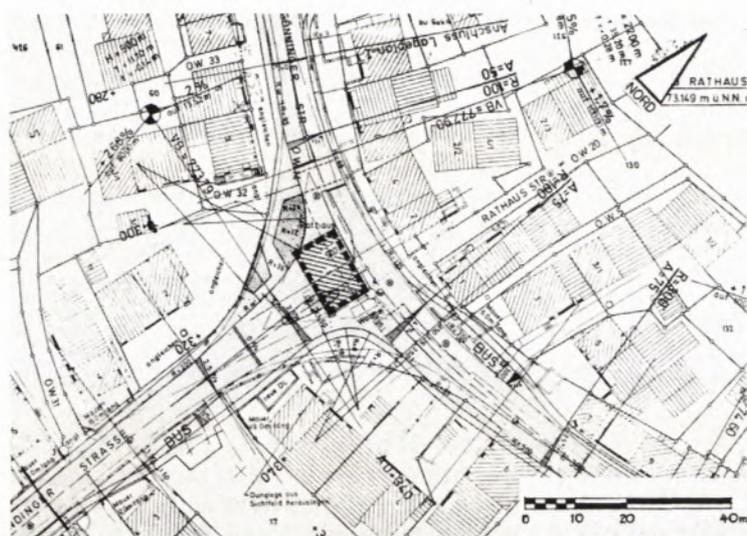
Das im heutigen Zustand grau verputzte Gebäude und die damit verbundene gewisse Unscheinbarkeit könnte dazu beitragen, die einschneidende Veränderung des Ortsbildes zu unterschätzen, die eine Beseitigung des Rathauses im Kreuzungspunkt der Genkinger Straßen bedeuten würde.

Daß die Lage des Rathauses eine stadtbaukünstlerische Besonderheit von Genkingen ist, erweist sich schließlich auch durch seine verklammernde Funktion für die sich an den drei Straßen entlangziehende Bebauung. Ohne jenes Gebäude würden diese Ortsteile völlig ihren Zusammenhang verlieren.

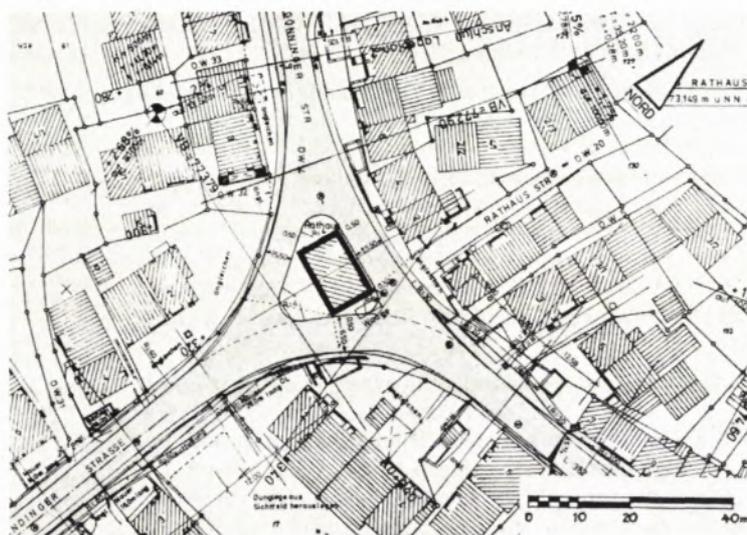
Die unter dem Putz erhaltene Fachwerksubstanz ist in ihrem Zustand gut und bezeugt durch den Ostgiebel eine Entstehungszeit des Gebäudes in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Charakteristisch sind die verhältnismäßig eng übereinanderliegenden, durchlaufenden Riegel und die leicht durchgebogenen Streben und Fußhölzer, die dem Fachwerk dieser Zeit (der frühen Ausbreitungszeit der fränkischen Fachwerkkonstruktion in unserem Gebiet) eine gewisse formale Eleganz verleihen.

Der Westgiebel – auf der Wetterseite – ist erneuert worden.

△ 4 GENKINGEN. Auch auf dem Auszug aus der Flurkarte wird die signifikante Lage des Rathauses deutlich.



5 URSPRÜNGLICHE PLANUNG zum Ausbau der Ortsdurchfahrt von Genkingen, bei der das Rathaus abgebrochen werden sollte.



6 AUSGEFÜHRTE PLANUNG, die das Rathaus an seinem Platz erhält und den Verkehr um das Gebäude herum lenkt.

Nach Akten des ehemaligen Königlichen Oberamtes Reutlingen dürfte diese Maßnahme 1871 erfolgt sein. Dem entspricht die für das Ende des 19. Jahrhunderts übliche Fachwerkkonstruktion des Giebels. Es handelt sich jedoch um ein etwas einfacheres Konstruktionsfachwerk, weil man zu dieser Zeit von einem verputzten Gebäude ausging. Dagegen ist der Ostgiebel Sichtfachwerk, der freigelegt Reiz und Qualität des Gebäudes vorweisen würde. Der Verputz des Hauses wurde wahrscheinlich in Vollzug einer landesfürstlichen Anordnung von 1751 vorgenommen.

Das Erdgeschoß des Gebäudes ist auf der Eingangs- und Südseite, auf der Westseite und zur Hälfte auf der Nordseite in Stein aufgeführt; im übrigen aus Fachwerk, das möglicherweise ursprünglich zu einer Rathauslaube geöffnet war. In jedem Fall ist die Mauer im Westteil des Rathauses durch die sich hier ehemals befindende Backstube sowie durch das Arrestlokal bedingt.“

Es bestätigte sich wieder, daß es für den Denkmalpfleger, und sei er noch so beredt, schwierig ist, nur mit Worten die Bedeutung eines solchen Gebäudes verständlich und einleuchtend darzustellen. Ganz anders ist es, wenn man wenigstens an einem kleinen Ausschnitt der Fassade zeigen kann, wie so ein Haus aussieht, ist es erst einmal restauriert. Aus welchem Topf aber soll man einen solchen „Anschauungsunterricht“ bezahlen, wenn man noch nicht einmal sicher weiß, ob das Haus nicht schließlich doch abgebrochen wird?

Nun, im vorliegenden Fall brachte eine Entscheidung des Regierungspräsidiums Tübingen im April 1980 schließlich die Rettung für unser Haus. In einer Besprechung der beteiligten Behörden – deren praktikables Ergebnis auch der entgegenkommenden Haltung der Straßenbaubehörde zu verdanken ist – wurde beschlossen, daß der Ausbau der Straßen und Gehwege um das Rathaus herum so gut wie eben möglich erfolgen solle, wobei an einigen Stellen Einschränkungen in Kauf genommen werden müssen. Im übrigen Ortsbereich sollte die Straße wie vorgesehen ausgebaut werden.

Dies ist inzwischen auch geschehen. Die Sicherheit vor allem für die Fußgänger ist größer geworden, und die Fahrer von Personwagen und Lastzügen müssen an dieser Stelle eben noch etwas vorsichtiger fahren, als sie dies anderwärts hoffentlich ohnehin schon tun. Vielleicht ergibt sich aus der Erfahrung der täglichen Praxis in absehbarer Zeit noch eine bessere Lösung – falls dies überhaupt notwendig ist.

Dr. Lothar Merkelbach  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Schönbuchstraße 50  
7400 Tübingen 1 – Bebenhausen

## Hans Jakob Wörner: „Handwerk in der Denkmalpflege“

Symposium in Fulda vom 2. 6. bis zum 5. 6. 1980

Vom 2. bis zum 5. Juni 1980 veranstaltete der Europarat in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz unter Mithilfe des Landes Hessen und der Stadt Fulda eine mit Vorträgen von gewichtigem Gehalt bestückte und von zahlreichen Besuchern besuchte Tagung unter dem seit langem zur Behandlung fälligen Thema „Handwerk in der Denkmalpflege“.

Was Europarat und Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz bewog, als Tagungsstätte das als Barockstadt bekannte Fulda zu wählen, war nicht nur die Tatsache, daß dieser Stadt (im Gegensatz zu anderen) die Patina ihrer Geschichte und damit ein bestimmter Charme geblieben ist, sondern konkret auch, daß in der nahe gelegenen Propstei Johannesberg das für Deutschland erste Schulungszentrum für Handwerker, welche in den verschiedenen Bereichen der Denkmalpflege tätig sein wollen, im Aufbau befindlich ist.

Daß das Thema „Handwerk in der Denkmalpflege“ schon längst einer einschlägigen Behandlung mehr als bedürftig war, zeigten nicht nur die zahlreichen auf dieser Tagung aus beruflichem Munde abgegebenen Voten, sondern auch der erstaunliche deutsche und internationale Zuspruch, dessen sich die Tagung erfreuen durfte. Die übrigens mustergültige Organisation wurde im wesentlichen vom Europarat in Straßburg mit großer Gründlichkeit und Liebeshwürdigkeit bewirkt.

Schon vom Thema und der ganzen Anlage her erwies sich die Tagung, die sich um ein grundlegendes Problem, um eine Existenzfrage der Denkmalpflege bemühte, als wohlthuend praxisnah; anstelle des sonst leider bisweilen festzustellenden Hanges zur Flucht ins Grundsätzliche, Ideologisierung, jedenfalls Praxisferne ging es hier – ausgehend von der elementaren Erkenntnis, daß alle Denkmalpflege stirbt, wenn sie sich nicht auf genügend und genügend qualifizierte Handwerkskräfte verlassen kann, welche ihren Auftrag zu verwirklichen vermögen, und wenn nicht rechtzeitig und wirksam dafür gesorgt wird, daß solche Handwerkskräfte zur Verfügung stehen und daß sie unter Bedingungen arbeiten können, die ihrer Fortexistenz förderlich sind – um ganz konkrete Anliegen. Daß sich hier, etwa in der Zusammenarbeit zwischen staatlicher Administration und freiberuflichem Gewerbe, erhebliche Reibungsflächen auf tun können (aber bei Vernunft und gutem Willen der Beteiligten nicht unbedingt müssen), ist nur ein, wenn auch grundlegender Aspekt unter vielen.

Gerade hier zeigte sich auch der europäische Aspekt der angesprochenen Probleme, die sich in grundsätzlich ähnlicher Weise in den meisten europäischen Ländern zeigen, wenn freilich auch in einer durch verschiedene Denkungsweisen und Organisationsform zum Teil erheblich unterschiedlichen Form. Im ganzen läßt sich (mit der nötigen Vorsicht)

sagen, daß, je höher der technische Entwicklungsstand (in einem äußerlichen Sinne) des Landes ist, desto zerstörter die handwerklichen Traditionen und um so größere Anstrengungen zu deren Wiederbelebung und Wiedereinführung erforderlich sind. Und umgekehrt, je traditionsbezogener Mentalität und Lebensweise des Landes sind, desto besser haben sich im allgemeinen die traditionellen Handwerke und handwerklichen Praktiken, auf welche die Denkmalpflege dringend angewiesen ist, erhalten. Daß uns hier namentlich romanische Länder, beispielsweise auch das hochindustrialisierte Frankreich, voraus sind, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Doch seien hier zwei Sonderfälle noch kurz angesprochen: Italien, wo traditionelle Handwerke zwar in erfreulicher Weise lebendig sind, jedoch unter einer unglücklichen Organisation des Bauwesens leiden, oder England, das älteste unter den europäischen Industrieländern, dessen ausgeprägt konservative Haltung der Fortexistenz handwerklicher Traditionen zugute kommt.

In seiner Eröffnungsansprache hob Franz Karasek, Generalsekretär des Europarates, die Bedeutung des Handwerks für die Denkmalpflege – gerade auch im europäischen Rahmen – hervor. „Seit dem europäischen Denkmalschutzjahr 1975 ist der Europarat der Überzeugung, daß im Zusammenhang mit Denkmalschutz und Denkmalpflege die Erhaltung und Förderung qualifizierter Handwerksberufe mit all ihren technischen Fähigkeiten zu den wichtigsten Aufgaben gehören.“ Es sei dabei auf das unter der Schirmherrschaft des Europarates stehende „Europäische Ausbildungszentrum für Handwerker im Denkmalschutz“ in Venedig hinzuweisen.

Die eigentlichen Arbeitssitzungen eröffnete der Vortrag „Handwerk, historische Architektur, Denkmalpflege – Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Handwerk und Kulturgut“ des auch aus der Kunstgeschichtsschreibung bekannten Leonardo Benevolo aus Brescia. Eine deutliche Unterscheidung zwischen Kunst, Handwerk und Industrie existierte in der vorindustriellen Zeit nicht. Eine scharfe und letztlich kontraproduktive Trennung in das „Höhere“, die Kunst, und das „Niedrigere“, das Handwerk, bewerkstelligte erst der Intellektualismus des 19. Jahrhunderts – bei gleichzeitiger schrittweiser Verdrängung des Handwerks durch die Industrie. Den Folgen dieser Entwicklung gelte es entgegenzuarbeiten: Durch eine neue „Integration“ aller Kräfte, um das Kulturdenkmal durch Restaurierung „in seiner natürlichen Umwelt im heutigen Lebensraum folgerichtig zu interpretieren“.

Mit einem glänzenden Beitrag behandelte der Schweizer Denkmalpfleger Albert Knoepfli das Thema „Baudenkmäler und Handwerk“. Er rief zum Verständnis für die besonderen Schwierigkeiten des heute am Kulturdenkmal tätigen Handwerkers auf, schon die Materialien, auf welche



KLOSTER MAULBRONN. Das Stifterbild von 1450 zeigt links die Klosterbrüder der Zisterzienser bei den einzelnen Handwerken am Bau.

dieser zurückgreifen müsse, seien keine Rohstoffe, sondern Vorfabrikate mit allen Untugenden der industriellen Produktion. Besonders zu leiden unter diesen und ähnlichen Schwierigkeiten habe das „kleine“ Kulturdenkmal, dessen Wert oft gerade die handwerkliche Struktur ausmache. Gefährlich für alle Sparten des Kulturdenkmals sei die heutige Mentalität des Perfektionismus: „Unser Verhältnis zur Wirklichkeit des Gealterten ist gestört.“

Die Forderungen des Denkmalpflegers an das Handwerk umriß Georg Mörsch von der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Er kritisierte vor allem den heute üblichen Baustellenbetrieb, der sowohl den Anliegen der Denkmalpflege wie auch denjenigen eines qualifizierten Handwerks zuwiderlaufe; gegen den Mißbrauch des Handwerkers als Monteur von Industrieprodukten müsse angegangen werden. *(Der Text des Vortrags wird im Anschluß an diesen Bericht wiedergegeben.)*

Mit besonderer Spannung erwartet wurde der ausgezeichnete Beitrag von Restaurator Franz Fuchs aus Würzburg über „Die Forderungen des Handwerkers an die Denkmalpflege“. Eine innere Beziehung zu dem von früheren Generationen Geschaffenen sei für den guten Handwerker eine Selbstverständlichkeit, allerdings könne man billigerweise von ihm nicht mehr als von allen anderen Beteiligten Immunität gegen den Zeitgeist erwarten. Wesentlich für das Gelingen einer Restaurierung sei, daß alle Beteiligten, Behörden, Bauherr, Architekt ebenso wie die Handwerker das Ihre zu einer möglichst gewissenhaften Vorbereitung des Restaurierungskonzeptes beitrügen, dazu gehöre auch die Bereitstellung der Finanzierungsmittel. Besonders zu beklagen und auf lange Sicht gefährlich für den Fortbestand des qualifizierten Handwerks seien die oft erheblichen Schwankungen in den staatlichen Finanzen, welche eine kontinuierliche Beschäftigung des qualifizierten Handwerks in denkmalpflegerischen Aufgaben nicht im notwendigen Umfang zuließen.

Als Vorbereitung zu der vorgesehenen Besichtigung des im Aufbau befindlichen Ausbildungszentrums für im Zusammenhang mit der Denkmalpflege tätige Handwerker sprach der Landeskonservator von Hessen, Gottfried Kiesow, über „Das geplante Fortbildungszentrum für Handwerk und Denkmalpflege in der ehem. Propstei Johannesberg in Fulda“. Er hob die Bedeutung einer guten Ausbildung und stetigen Fortbildung für den qualifizierten Handwerker hervor und kritisierte Praktiken des heutigen Baubetriebes wie etwa den in vielen Fällen unverantwortlichen Zwang gegenüber Handwerkern zur Abgabe von Pauschalangeboten. „Das Fortbildungszentrum soll keine rein hessische Einrichtung werden, sondern allen Bundesländern offenstehen, was nicht ausschließen soll, daß später weitere Gründungen in anderen Kunstlandschaften erfolgen.“

Im Fortbildungszentrum sollen neben die ständige Fortbildung von Handwerkern auf dem Gebiet der Denkmalpflege im Sommerhalbjahr Fortbildungsseminare für Handwerksmeister, Denkmalpfleger, Bauaufsichtsbeamte, Politiker, Verwaltungsfachleute, Architekten und Bauherren treten. Als Ergänzung hinzukommen wird eine Baustoffsammlung sowie eine Dokumentation über Instandsetzungsverfahren. Träger der Einrichtung ist ein privater Verein, dem beispielsweise das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz, der Landeskonservator von Hessen, die Stadt Fulda, die katholische und die evangelische Kirche, die hessischen Handwerkskammern usw. angehören. Die Finanzierung der Restaurierungsarbeiten am Propsteischloß Johannesberg wird vom Land Hessen erwartet, zum Betrieb des Fortbildungszentrums werden Bund und Land Hessen Zuschüsse leisten.

Von besonderem Interesse, vor allem für den europäischen Rahmen und Aspekt der angesprochenen Probleme, waren die Berichte über Situation und Probleme des Handwerks in den einzelnen Ländern bzw. Teilen Europas.

Nach dem Bericht von Christina Sandstroem aus Stockholm

ist in den skandinavischen Ländern die Situation des traditionellen Handwerks im hochindustrialisierten Schweden als besonders gefährdet zu bezeichnen, weniger gefährdet in Dänemark, während aus den übrigen skandinavischen Ländern noch kaum Analysen vorliegen. Den Schwierigkeiten sucht man, durch die Planung von Restaurierungszentren (Roadved bei Kopenhagen bzw. Bergshagen auf Gotland) zu begegnen.

Einen besonders kritischen Bericht über die Situation des auf dem Gebiet der Denkmalpflege tätigen Handwerks in Italien gab Paolo Marconi aus Palermo. Er kritisierte namentlich den Staat, seine Vergabepraktiken und seine Preisgestaltung, welche geradezu ruinös für das traditionelle Handwerk sei, der Schwarzarbeit und der Abwanderung ins Ausland sowie einer unerwünschten Form von Subunternehmertum geradezu Vorschub leiste. Und dies sei um so bedauerlicher, da in Italien noch durchaus gute handwerkliche Traditionen lebendig seien.

Über Situation und Probleme des Handwerks in den Benelux-Ländern berichtete Herman Janse aus Zeist. In den Niederlanden sei für das traditionelle Handwerk „die Situation, die sich jetzt entwickelt, rundheraus gesagt, beängstigend“. Ähnliches gelte für Belgien und Luxemburg. Helfen könne nur eine gute Aus- und Fortbildung und auch hier eine mehr kontinuierliche Bereitstellung von staatlichen Finanzmitteln für Restaurierungen.

Über Situation und Probleme des Handwerks in Griechenland konnte Elly Vasilikotis aus Athen berichten, daß dort handwerkliche Traditionen noch erfreulich lebendig sind, es jedoch für die Zukunftssicherung an geeigneten Aus- und Fortbildungsstätten mangle.

Die Arbeitssitzungen befaßten sich unter der Leitung des Denkmalpflegers Yves-Marie Froidevaux aus Paris und Wolfdietrich Elberts vom „Europäischen Ausbildungszentrum für Handwerker im Denkmalschutz“ in Venedig mit dem Problem der Fortbildung für denkmalpflegerische Aufgaben: Man brauche zehn Jahre, um ein Handwerk voll zu beherrschen, entscheidend sei die richtige Kombination von theoretischer Aus- und Fortbildung mit der Aus- und Fortbildung am Objekt. Dies sei leider noch nicht überall begriffen worden.

In einer weiteren Arbeitssitzung sprach Gertrude Tripp aus Wien über „Beratung und Information für Handwerker und Denkmalpfleger“. Entscheidend sei der Informationsfluß, Erfahrungen müßten nutzbar gemacht werden, daran mangle es vielerorts; manche Länder versuchten diesem Mangel durch Einrichtung von Informationszentren zu begegnen, beispielsweise Österreich mit dem Informationszentrum in Krems.

Die Bedeutung der Öffentlichkeitsarbeit im Zusammenhang mit Handwerk und Denkmalpflege beleuchtete Bent Rud aus Kopenhagen; nicht nur für die Effektivität der Denkmalpflege, sondern insbesondere auch für das Bewußtsein und Selbstbewußtsein des Handwerkers von entscheidender Bedeutung sei, welche Rolle die Öffentlichkeit diesen Dingen zumesse, hier gelte es einzusetzen.

Mit seinem geistreichen Beitrag „Die Zukunft des Handwerks: Neue Aufgaben und Möglichkeiten“ gab Architekt Donald W. Insall, London, Impulse der Hoffnung:

Trotz bedauerlicher Entwicklungen wie dem Aussterben des „Bastlers“, der einfache Reparaturen an seinem Haus in selbstverständlicher und guter Weise mit eigener Hand ausführte, oder dem u. a. durch den Tourismus geförderten „Disneyland-Syndrom“ sei die Zukunft des traditionellen Handwerks nicht so düster, sofern es verstehe, sich auch neue Verfahren und Materialien in verantwortungsvoller Weise zu integrieren und – ohne das Ziel aus dem Auge zu verlieren – beweglich zu sein.

Gedämpfter war der Optimismus von Jean Barthelemy aus Mons, der ausführte, in dem durch ökologisches Bewußtsein usw. geprägten großen Umbruch und der Rückbesinnung, in der wir lebten, könne das traditionelle Handwerk – gerade im Zusammenhang mit der Denkmalpflege – eine entscheidende Rolle spielen, man müsse ihm dazu aber Hilfe und Mittel geben, was noch nicht in Sicht sei.

Michel Rolland aus Paris setzte sich mit Nachdruck und überzeugend dafür ein, es müßte interessieren und begabten jungen Menschen in einem weit besseren Umfang als bisher die Möglichkeit zum Volontieren auf Restaurierungsbaustellen geboten werden, die hierdurch eintretende Belastung sei gering im Verhältnis zu dem hierdurch möglicherweise angebahnten Erfolg, qualifizierten Nachwuchs zu gewinnen.

Zum Abschluß der Tagung wurde eine Resolution verfaßt und von den Beteiligten gebilligt, in welcher Situation, Bedeutung und Probleme des Handwerks im Zusammenhang mit der Denkmalpflege dargestellt sind. Beim Schlußbankett im Fuldaer Schloß faßte der Generalsekretär der Tagung, der Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, Alfred A. Schmid, Fribourg, die gewonnenen Erkenntnisse zusammen und hob hervor, daß hier Probleme zur Debatte stünden, die man in ganz Europa ernst nehmen müsse, stünden sie doch im Zusammenhang mit der Bewahrung und Tradierung unseres architektonischen und künstlerischen Erbes.

Im Anschluß an die Tagung erfolgten Exkursionen nach Bamberg und Mainz.

Die Tagung war – trotz des Betrüblichen, was sie notwendigerweise auch zutage förderte – gerade durch ihre Teilnehmer ein schöner Beweis dafür, wie lebendig, geistreich und leistungsfähig das traditionelle Handwerk noch heute ist: Verkörpert etwa durch jene Gruppe französischer Zimmerleute aus der Ile de France, die nicht nur Photographien von durch sie ausgeführten Mansarddachstühlen, Meisterwerken der Zimmermannskunst, zeigten, sondern auch ein durch ihre Berufsgruppe ediertes Handbuch der Zimmermannskunst mit wundervollen Zeichnungen zur Subskription vorlegten, oder verkörpert durch einen jungen Dachdeckermeister aus Bordeaux, der sich auf den Umgang mit Bleiplattendächern spezialisiert hat.

Trotz aller Schwierigkeiten ist das Handwerk noch lange nicht am Ende.

*Dr. Hans Jakob Wörner  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg im Breisgau*

## Georg Mörsch: Forderungen des Denkmalpflegers an das Handwerk

Das nachfolgende Referat wurde anlässlich des Europarat-Symposiums „Handwerk in der Denkmalpflege“ vom 2. bis zum 5. Juni in Fulda (vgl. den Bericht S. 152) gehalten. Den Text entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung den von der Geschäftsstelle des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bonn, herausgegebenen „Denkmalschutz-Informationen“, 4. Jg., Nr. 4/80, Juli 1980.

Die Forderungen des Denkmalpflegers an das Handwerk könnten auf zwei verschiedene Arten formuliert werden: Die erste würde die allgemeine Summe ziehen aus der genauen Kenntnis der Schutzobjekte, ihrer handwerklichen Entstehung und ihrer artbedingten Hinfälligkeiten und würde solche Kenntnisse einmünden lassen in einen generellen Appell des Denkmalpflegers an die Handwerker, in eine Ermahnung zur umfassenden Ausbildung, zur ständig fortzusetzenden Auseinandersetzung mit den Forderungen der Objekte, zur Umsicht bei der Planung jeden Eingriffs, zur unendlichen Sorgfalt bei der Ausführung.

Der zweite Weg, meine Forderungen anzumelden, und für meine Freunde auf den Baustellen scheint es mir heute der glaubwürdigere, ist die konkrete Auseinandersetzung mit der Praxis, wie sie sich täglich tausendfach auf den Baustellen und in den Werkstätten abspielt. Und hier hat zunächst der Denkmalpfleger dem Handwerker überhaupt keine oder kaum Forderungen zu stellen. Herr auf der Baustelle, Zuständiger für Finanzierung, Planung, Detailierung, Bauverlauf und Endtermin ist der Architekt oder auch, hinter ihm, der Unternehmer. Verglichen mit der Präsenzpflicht, der Verantwortung und Haftung, der Wei-

1 BAUSTELLENBETRIEB 1748. Das Gemälde (Stadtmuseum Lindau) schildert Arbeiten beim Wiederaufbau der Stiftskirche in Lindau, die 1728 abgebrannt war.



sungsbefugnis des Architekten ist der Denkmalpfleger, der in der Überschrift meines Beitrags dem Handwerker seine Forderungen stellen soll, in aller Regel ein seltener Gast, zeitlich überfordert, oft eher geduldet, als gerufen, nicht fordernd, sondern überredend, bittend und kaum in der Lage, seine Wünsche, soweit die Detailüberlegungen im Handwerklichen sein sollen, verständlich zu machen. Und so ist schon etwas dran an der seit Jahren erhobenen Forderung, daß der Architekt wieder mehr wissen muß vom Handwerk; daß er der Übersetzer denkmalpflegerischer Forderungen an den Handwerker sein muß und – ebenso wichtig – die Möglichkeiten und Grenzen des Handwerks dem Denkmalpfleger verständlich machen muß.

Ich setze dies an den Anfang, um die Befürchtung meiner Zuhörer zu zerstreuen, hier wolle bei allen Forderungen, Zwängen, Fristen, Normen und Gewährleistungen, denen der Handwerker auch auf der denkmalpflegerischen Baustelle ohnehin schon ausgeliefert ist, der Denkmalpfleger weitere Forderungen stellen, von denen zu erwarten ist, daß sie mit den bestehenden Verhältnissen auf heutigen Baustellen unvereinbar sind. Denn dies soll meine These sein: Der heutige Baustellenbetrieb läuft nach Regeln ab, die eine sachdienliche Denkmalpflege weitgehend unmöglich machen. An diesen Regeln sind die Handwerker nur zu einem geringen Teil schuld und so muß ich fairerweise mein Thema verändern und fragen: Was ergibt sich einem Denkmalpfleger an Überlegungen und Forderungen in bezug auf die Rolle des Handwerks bei der Erhaltung der Denkmäler?

Zunächst: Daß unsere Denkmäler nach handwerklichen Regeln entstanden sind, ist eine der konstituierenden Eigenschaften der Denkmäler. Zu ihrer authentischen Geschichtlichkeit gehört auch ihre handwerkliche Entstehungsweise. Diese handwerkliche Entstehungsweise ist eine der allgemeinsten, bis auf bestimmte Werke der Technikgeschichte nie fehlende Eigenschaft aller Denkmäler. Ja, zu deren Originalität gehören die handwerklichen Spuren ihres Ursprungs und ihrer Veränderung in der Folgezeit viel regelmäßiger, als das erkennbare künstlerische Konzept – man denke nur an die vielen anonymen, bescheidenen Denkmäler, die den unersetzlichen Grund bilden, auf dem und vor dem die großen Monumente sich abheben, die aber auch für sich allein unverzichtbare Spuren der Geschichte sind. Und auch die großen Monumente – sie wären weniger als Gedanken ohne das ausführende Werk geschulter Hände. Handwerk war immer nötig, um künstlerische Idee und funktionale Notwendigkeit zur materiellen Wirklichkeit werden zu lassen – ganz gleich, ob der Erfinder auch der Ausführende war oder ob zwischen Entwerfer und Ausführenden Arbeitsteilung bestand. Wo wären die Kathedralen Frankreichs ohne die Heere von Steinmetzen, die in der Lage sein mußten, Haustein mit der für solche Statik erforderlichen Präzision zu bearbeiten! Wie hätten Raffaels Stanzen entstehen können ohne die in Jahrhunderten angesammelte Maler Erfahrung auf mineralischen Malgründen (denken Sie an das Schicksal von Leonardos Abendmahl, das nicht nach handwerklichen Regeln entstand)! Und ganz Süddeutschland ist voll von dem sinnfälligen Beweis, daß eine bestimmte Art von Barockarchitektur sich nur ausbreiten konnte mit der Verfügbarkeit spezialisierter wandernder Stukkateure. Dies sind grobe Beispiele: Grob, weil für jeden erkennbar. Gleiches gilt jedoch auch für alltägliche Gewerke, für das Oberflächenbild von Stein und Putz, für die Details eines Daches, für den Anstrich eines Innenraumes, für die Erscheinung eines Fußbodens.

Und ist also handwerkliche Entstehung konstitutiv, das

heißt mitbegründend an der Existenz des Denkmals beteiligt, dann gilt für die praktische Tätigkeit seiner Pflege und Erhaltung ähnliches: jeder Verzicht auf die Handwerklichkeit bei dieser Tätigkeit nimmt dem Denkmal einen Teil seiner Aussage, seiner Erkennbarkeit, seiner Identität und Originalität.

Für die Konzeption des Denkmalpflegers gilt deshalb Analoges wie bei der Entstehung des Werkes: Seine Einsicht in die Werte des Objektes und sein Konzept, diese Werte zu erhalten und erlebbar zu machen, bleiben Gedankengebäude, solange er nicht den Handwerker zur Verwirklichung findet. Was nützt ihm die Kenntnis barocker Raumfassungen, wenn er nicht Kirchenmaler findet, die ihm den Sumpfkalk in zartester Tönung und leichtester Konsistenz siebenfach hauchdünn übereinanderlegen können? Was nützt ihm die Sorge um die Reliefwerte einer Dachlandschaft, wenn er keine Dachdecker hat, die das Detail meistern? Überall gilt: Schon bei der Planung eines denkmalpflegerischen Eingriffs ist die Frage nach seiner handwerklichen Durchführbarkeit da und diese Frage läßt sich nur beantworten, wenn beide, Handwerker und Denkmalpfleger, arbeitsteilig in einem Boot sitzen dürfen und wollen.

Wenn ich für die Entstehung der Denkmäler Handwerklichkeit als Mitvoraussetzung feststelle und für ihre richtige Bewahrung solche Handwerklichkeit als unabdingbar fordere, dann bin ich wohl, über all zu knappe Beispiele hinaus, eine wenigstens kurze Definition dessen schuldig, was unter Handwerk zu verstehen ist. Handwerk ist die unauflösliche Verbindung von geistiger und manueller Tätigkeit, die spezialisierte Produkte und Dienstleistungen anbietet und dabei in der Lage ist, den Belangen des jeweiligen Einzelfalles mit der kreativen Auswahl der geeignetsten Materialien und Techniken zu dienen. In diesem Sinne unterscheidet sich Handwerk sowohl von vielen Formen der Selbstversorgung (wie z. B. auch der modernen Heimwerkerbewegung), als auch vom Manufaktur- und Industriebetrieb. Gegenüber industrieller Produktion unterscheidet sich Handwerk weniger durch das Maß an maschineller Technologie, als vielmehr durch die Art des Einsatzes solcher Technologie: Während – freilich vereinfachend – die Industrie in stereotypen, maschinell unterstützten, meist maschinell bestimmten Handlungsabläufen ein begrenztes Sortiment von Produkten von hoher Stückzahl liefert, deren angeblich allumfassende Anwendbarkeit durch eine aufwendige Werbung suggeriert werden muß, gehört es zum Wesen handwerklicher Produktion, alle Fertigkeiten und Materialien, auch die maschinelle Technologie oder deren Produkte, nach den Erfordernissen des Einzelfalles verantwortlich auszuwählen und einzusetzen. Es ist somit durchaus kein Gegensatz, im Handwerk häufig Apparate und Maschinen von höchster technischer Raffinesse und Leistungsfähigkeit im Einsatz zu sehen.

Betrachten wir nun nochmals die Handwerklichkeit im Entstehen der Denkmäler etwas näher, da sich nur so die Forderungen an die erhaltenden Handwerker von heute verstehen lassen. Im aus Jahrtausenden stammenden Denkmälerbestand ist neben vielen anderen Bedeutungsschichten auch eine universale Summe einer ebensolangen handwerklichen Auseinandersetzung mit Herausforderungen aller Art erhalten. Von nahem besehen, besteht diese Summe aus dem zielsicheren Ziehen von Konsequenzen aus den jeweiligen zeitlichen und regionalen Gegebenheiten.

Vom Ausgangspunkt einer beschränkten Materialauswahl mit mangelhaften Transportmöglichkeiten und deutlichen technischen Grenzen entstanden dennoch Produkte von

hoher Alltagstauglichkeit und oft sublimer Schönheit. Ob es die Entwicklung eines wasserdichten Mörtels für die Wasserrinne römischer Aquaedukte, die artifizielle Stucktechnik barocker Räume, die virtuose Holzbearbeitung eines Geigenbauers oder nur ein gewöhnliches Fachwerkhaus mit seiner verblüffenden Ausnützung minimaler örtlicher Möglichkeiten ist – jeweils ist mit äußerster Konzentration auf die vorhandenen Mittel ein hochintelligentes, verblüffend wirkungsvolles Endergebnis erzielt. Diese Ergebnisse, die einzelnen Handwerksleistungen also, können von Generation zu Generation, von Ort zu Ort völlig anders sein – nicht nur äußerlich, sondern von der Konstruktion her, der Materialauswahl, der Funktionalität, den Pflegeanforderungen usw. Das, was ein örtliches Handwerk in notgedrungener Selbstbeschränkung entwickelte und anwandte, liegt heute aber, in einer Gesellschaft, die dabei ist, zu erkennen, daß auch alle diese Werte in ihrer jeweiligen Eigenheit zu bewahren sind, als gigantische Herausforderung vor allem vor den Handwerkern. Denn: In einer Zeit, in der schon bei jedem Einfamilienhausneubau möglichst eine vollmaschinisierte Baustelle eingerichtet werden muß, bei der möglichst nur noch Werksmonteure genormte Produkte applizieren dürfen, einer Zeit, in der die Zusammenfassung auch normalster Einzelaktionen zu Großprojekten unübersehbare Präferenz genießt, in einer Zeit also, die für die Bewahrung ihrer eigenen Handwerkslichkeit so schlechte Voraussetzungen schafft, wie nie zuvor, sollen Handwerker nicht nur ihre eigene berufliche Seele retten, sondern sich auch noch in die ihrer Vorgänger hineinversetzen. Wer weiß denn wirklich, was es heißt, einem Verputzer heute die verschiedenen Putze unserer historischen Bauten, von der Romanik bis ins 19. Jahrhundert und Jugendstil abzuverlangen? Heute, wo ihm allerorten wissenschaftlich nachgewiesen werden will, moderne Kunststoffputze seien ohne Unterschied vom Nordkap bis in die Tropen so klebe- und abbindefreundlich, daß alles bisher Dagewesene in den Schatten gestellt sei. Dazu hielten diese neuen Wundermittel ewig und blieben pflegefrei für mindestens ebensolange – freilich bei einer Garantiezeit von fünf Jahren! So muß ich meine These vom Anfang, nach der richtige Denkmalpflege auf der modernen Baustelle kaum möglich ist, dahingehend um eine zweite erweitern: Dies ist hauptsächlich so, weil auch für die Entfaltung oder nur das Überleben des Handwerks die Verhältnisse auf den heutigen Baustellen äußerst ungünstig sind.

Meine Forderungen an das Handwerk beginne ich deshalb mit einem Aufruf zum Widerstand: Lassen Sie sich nicht einspinnen in den Kreislauf von behaupteter Pflegefreiheit einerseits und Wegwerfkonsum andererseits, zwei Teilen der gleichen Zange, in der dem Handwerk als erstem der Garaus gemacht wird. Lassen Sie sich auch dadurch nicht verführen, daß Sie als die Monteure solcher industrieller Fertigprodukte noch geduldet sind neben den werkseigenen Montagekolonnen. Ist es wirklich nur von Denkmalpflegern zu bedauern, daß z. B. ein Handwerk wie die Tischlerei zur montierenden Hilfstuppe der Fabrikanten von Kunststoffsternen geworden ist? Ist hier nicht mehr verloren, als nur Bequemlichkeit des Denkmalpflegers, ein verschlissenes Sprossenfenster rekonstruiert zu bekommen?!

Wehren Sie sich dagegen, wenn einer neuen industriekonformen Gütekontrolle wegen das gute Handwerk auf erprobte Verfahren verzichten soll. Machen sie Bauherren und Architekten, wo immer Sie können klar, daß die Leistungsfähigkeit des Handwerks nicht in der Nachahmung eines Karosseriestanzwerks bestehen kann. „Wo immer sie



2 VORHER: Mehrfach überfaßte Stuckflächen im Inneren des Neuen Schlosses in Tettnang vor der Freilegung durch den Restaurator.

3 NACHHER: Der gleiche Ausschnitt nachdem Schicht für Schicht die Überfassungen des Stucks abgetragen worden waren. Die ursprüngliche modellierte Stuckfläche ist noch – vor der erneuten rekonstruierten Fassung – sichtbar.



können“ – denn uns allen ist natürlich klar – oder müssen wir uns dies erst noch klarmachen? – daß unsere Forderungen vermehrt an die übermächtigen Partner der Handwerker zu richten sind: Forderungen an die großen, meist öffentlichen Bauherren, die, wo immer es möglich ist, Einzelparzellen zu so großen Baustellen vereinen, daß auf der dort aufgezogenen Baufabrik nun wirklich eher der bloße Fertigteilmonteur als der Handwerker am Platze scheint. Forderungen an die Architekten, die bei ihren



4 STEINMETZ bei der Steinbearbeitung. Links: Das Scharrieren. Rechts: Das Abflächen mit der Spitzfläche. Das kleinere Werkzeug hat die ältere Form.

Planungen so sehr von der internationalen Austauschbarkeit aller Formen und Materialien fasziniert sind, daß örtlich gewachsene Möglichkeiten des ansässigen Handwerks zum Beweis ihrer Fähigkeiten kaum mehr kommen. Forderungen an den Gesetzgeber, z. B. nicht Wärmedämmnormen zu erlassen und ihre Anwendung zu bezuschussen, bevor nicht gleichzeitig die Erfüllbarkeit solcher Normen in der handwerklichen Kleinstserie geprüft wurde unter gleichzeitiger Gewährleistung des Schutzes unserer baulichen Umgebung, die von handwerklichen Details oft entscheidend geprägt wird und deren Intaktheit mit ihrem richtigen Ersatz steht oder fällt. Forderungen schließlich an uns alle, die wir dem Handwerk täglich entgegen allem, was wir auf Festreden sagen mögen, klarmachen, daß uns der unreparierbare Ramsch von der Stange, gedankenlos in den Selbstbedienungskarren geworfen, allemal lieber ist als die individuelle Leistung des Handwerks, sei es als Hersteller oder als Wiederhersteller.

Natürlich überschreite ich mittlerweile längst die Fachkompetenz eines Denkmalpflegers und vielleicht auch die Grenzen der Geduld meiner Zuhörer. Aber ich mag einfach nicht das Fehlen von Drechslern beklagen, die mir die Treppenbaluster der Stiegen des 19. Jahrhunderts ersetzen könnten, wenn gleichzeitig Brandschutzingenieur und Bauaufsicht alles daransetzen, die gleichen Holztreppen wegzusaniern. Ich mag nicht den Griff zum schnellabbindenden Kunststoff- und Zementputz selbst bei Baudenkmalern anprangern, wenn ich so oft auch als Denkmalpfleger Beihilfen erst im Spätsommer bewilligte, die dann im frühen Winter schon abgerechnet sein mußten, so Arbeitsabläufe diktierend, die den Zwang zum handwerklichen Pfusch fast automatisch nach sich zogen. Denn den Letzen beißen die Hunde und wehe dem Handwerker, der trotz stumpfsinnigster Richtlinien und unmöglichster Zeitplanung sein Gewerk nicht beihilfegerecht abschließt!

Natürlich wäre es ein leichtes, Ihnen hier eine drastisch-komische Parade vorzuführen von handgreiflichen Fehlgriffen am Baudenkmal, vom grotesken Anwenden moderner Patentrezepte und Montageteile. Sie kennen sie selbst, die Ergebnisse der Fensteraustauschaktionen durch Montagetrupps, die gestern noch Schreiner waren und sich heute noch so nennen; die putzerstörenden Plastikbeschichtungen durch ehrbare Malermeister, die Pappverkleidungen, die von Männern aufgenagelt werden, deren

Gesellenstück in einer fachgerechten Schiefer-Dachgaube in altdeutscher Doppeldeckung bestand usw. usw.

Ich widerstehe dieser Versuchung an dieser Stelle und vor diesem Zuhörerkreis nicht nur, weil sie Unrecht wäre gegenüber vielen Leuten, von denen ich trotz allem 12 Jahre lang auf Putzgerüst und Malerbock, in Werkstatt und Atelier eine Menge lernen konnte, sondern weil es von den vorhin genannten ernsteren Gründen für unsere Malaise nur ablenken würde.

Aber nehmen wir nach allem Gesagten und wider alle Erfahrung einmal an, nur Denkmalpfleger und Handwerker stünden in gemeinsamer Verantwortung dem Baudenkmal gegenüber. Was wären die Forderungen des Denkmalpflegers dann? Entsprechend wie die Denkmalpflege im Patrimonium die Summe einer in sichtbaren Werken kristallisierten Geschichte zu erhalten fordert, muß vom Handwerk gefordert werden, für solche Erhaltungsaufgaben die Summe aller handwerklichen Erfahrungen zu überliefern, zu pflegen und für den jeweiligen Einzelfall zur Anwendung bereit zu halten. Diese Forderung muß gerade in unseren Jahrzehnten wie eine Utopie klingen: Gleich doch gerade seit der Industrialisierung der zivilisatorisch tätige Mensch – wer mag noch fortschreitend sagen? – weniger dem Baum, der um seinen Kern Jahresring um Jahresring ansammelt, als vielmehr dem Hirsch, der seinen Kopfschmuck Jahr für Jahr abwirft – mit dem Unterschied freilich, daß die Natur dem König der Wälder wirklich jeweils ein schöneres Geweih beschert. Es ist hier nicht darüber zu handeln, wie sehr das Zurücklassen alter Errungenschaften dem Menschen habituell zu eigen ist, ebenso wie das periodische Verwüsten seiner vertrauten Umwelt. Fest steht jedenfalls, daß in dem Augenblick, in dem solche Verwüstung als zu verlustreich vermieden werden soll, dann also, wenn aus der Fülle der Artefakte ein erhaltenswertes Patrimonium erkannt wird, die genaue praktische Kenntnis der Handwerklichkeit solchen Patrimoniums zu seiner Erhaltung unausweichlich dazugehört. Ein weltweiter Trend, bewährte Materialien und Handwerkstechniken leichtsinnig gegen Produkte und Verfahren auszutauschen, die keineswegs ein Ersatz sind, muß im Bereich denkmalpflegenden Handwerks vom Handwerk zurückgewiesen und bekämpft werden. Denkmalpflege und Handwerk müssen hier ebenso zu einem Modell allgemeinen Umdenkens werden, wie Denkmalpflege es auch vor Jahren im

Bereich der Stadtplanung war. Diese Revalorisierung der handwerklichen Erfahrung, die geeignete Auswahl aus einem fast unübersehbaren Erfahrungsschatz, der Verzicht auf den Primitivglauben an einige immer gültige Patentrezepte sind allgemeine Forderungen, die ganz konkret in praktische Ausbildung und Anwendung münden müssen. Da muß, um ein Beispiel zu nennen, der Maurer und Putzer wieder die unterschiedlichen Eigenschaften der Putz- und Mörtelsande seiner Heimat kennenlernen, muß lernen und beobachten, wie der Wasserhaushalt der unterschiedlichen Mauerwerke seiner Region sich verschieden verhält, muß akzeptieren, daß sein Gewerk unter Wind und Sonne verderben kann und muß dies vermeiden lernen. Es müßte ihm endlich als Schande bewußt werden, daß der akademische Denkmalpfleger, der oft noch nie die Putzertruffe (*Putzerwerkzeug, Anm. d. Red.*) in der Hand gehabt hat, ihm ein richtiges Putzrezept aus einem Notizbuch vorbuchstabieren muß, so auf einem Feld dilettierend, das ihm die Handwerker schmachlich überlassen haben.

Eine weitere Forderung besteht darin, daß der Handwerker sich ein für allemal und für jedes Denkmal überzeugen muß, daß die Erhaltung der Denkmäler an die möglichst weitgehende Erhaltung der Originalsubstanz gebunden ist. Er muß folglich, die Anwendung der richtigen Techniken und Materialien vorausgesetzt, diese behutsam reparierend und nicht erneuernd einsetzen. Wie oft wird auch vom Handwerker selbst vorgeschlagen (oder zumindest ausgeführt) eine Sache „doch gleich besser neu“ zu machen, statt einer einwandfreien Reparatur den Vorzug zu geben. Zu allem Überfließ ist dann auch die an sich schon zweifelhafte rekonstruierende Nachschöpfung fast nie in den handwerklichen Zügen eine auch nur annähernde Wiederholung des Zerstörten.

Da werden Dachstühle in Beton gegossen, Wandstärken beliebig, d. h. nach den Normen heutiger Statik mit modernen Materialien verdünnt, Decken in Stahlbeton gespannt, ursprünglich verputzte Fachwerkbauten massiv errichtet usw. Man zeige mir auch nur eine der angeblich so originalen Rekonstruktionen, die sinnvoller gewesen sein sollen als eine Instandsetzung, bei denen die verdeckten Konstruktionsteile wie Fundierung, Keller, Mauerschalen, Raumzuschnitt, Wandstärken, Dachstuhl und Deckenkonstruktion dem Original auch nur so weit gleichen, daß die Replik in der gleichen Weise wird altern können wie das Original.

Auch die geduldige Auseinandersetzung mit der grundsätzlichen Hinfälligkeit alles dessen, was aus unserer Hand kommt, gehört in diesen Zusammenhang. Wir dürfen gegenüber den Monumenten nicht den Anspruch erheben, sie immer wieder wie neu zu machen, und zwar „neu“ in der fatalen Art von perfekter Neuheit, wie Industrieprodukte sie zeigen. Die wesentliche und gleichzeitig verletzlichste Eigenschaft unserer Denkmäler ist ihre Geschichtlichkeit; diese besondere Art von Geschichtlichkeit – das unterscheidet Denkmäler von überlieferten Gedanken und Geschehnissen – ist gebunden an ihre originale Materialität und diese wiederum läßt sich nur schützen und pflegen, reparieren, jedoch nicht komplett austauschen. Das aus welchen Gründen auch immer – hier sprechen wir vom Hang zur Perfektheit als Grund – gänzlich erneuerte Denkmal kann diesen Namen zu Recht nicht mehr beanspruchen. Es mag wohlthätiger Ersatz nach aufgezwungenem Verlust, Rehabilitationsversuch nach Verschleuderung oder technisch perfekte Nachahmung von Schadhafem sein – eine originale Urkunde ist es selbst dann nicht, wenn es ähnliche Empfindungen und Erfahrungen beim Betrachter auslöst, und die Vernichtung solchen Originals aufgrund völlig

unpassender modischer Perfektheitsmaßstäbe ist wohl der törichteste Grund, es zu vernichten.

Weder der Handwerker selbst noch sein Publikum darf deshalb mit der gängigen, verhängnisvollen Gleichsetzung fortfahren, Reparatur sei Pfusch und nur genereller Austausch sei akzeptabel. Gerade auch an der technisch geschickten und ästhetisch gelungenen Reparatur wird das Handwerk sich wieder messen lassen müssen; und, davon bin ich überzeugt, je länger je mehr nicht nur in der Denkmalpflege.

Wir erwähnten schon, daß vor dem Handwerk die Vielfalt des gegenständlichen Erbes mit jeweils zu erarbeitenden Erhaltungsmethoden als ungeheure Herausforderung liegt. Gegenüber dem beschränkten, spezialisierten technologischen Rüstzeug der Industrie, von dem das Handwerk alles prüfen und nur das wirklich Brauchbare übernehmen sollte, ist durchaus ein gerüttelt Maß an Selbstbewußtsein des Handwerks am Platz. Zu diesem Selbstbewußtsein sollte auch der Denkmalpfleger dem Handwerker verhelfen. In der Auseinandersetzung mit den Problemen des Einzelfalles sollte der Handwerker die Erkenntnis seiner unverzichtbaren Rolle in den Dienst an der Sache einbeziehen. Solches Verständnis seiner Erfüllung eines öffentlichen Anliegens sollte ihn auch immun machen können gegenüber Selbstüberschätzung und Jagd nach Aufträgen auf Gebieten, auf denen er nicht zu Hause ist: Ein Kirchenmaler, so tüchtig auch immer, ist noch kein Restaurator; ein fähiger Kunstschler wird kaum einem gotischen Altarkreuz die fehlende Hand erneuern dürfen; eine erfahrene Maurerkolonnen kann nicht die Aufgaben bauhüttenmäßig ausgebildeter Steinmetze übernehmen und so fort. Hier ist aus den vielen Fällen der täglichen Praxis eine unheilige Allianz zwischen Eitelkeit und Gewinnstreben einerseits und der fatalen Bequemlichkeit des Bauherren, der sich nicht die Mühe machen will, die Aufträge nach den Belangen der Objekte zu unterteilen, andererseits, zu beobachten. Und so gehört auch dies zu meinen Forderungen an ein Handwerk, für das ich weiterhin große Aufgaben in der Erhaltung alter Substanz mit Sicherheit erwarte: bei der Zurückgewinnung der eigenen Tradition gleichzeitig zu erkennen, daß es eine klare Rollenverteilung geben muß, ähnlich wie bei den mittelalterlichen Zünften. Nur mit dieser Konzentration auf das eigene Arbeitsfeld läßt sich überhaupt erhoffen, daß das Handwerk das gewaltige Spektrum an Detailforderungen vor der Vielfalt der Objekte wird bearbeiten können. Für die, die das als sterile Beschränkung oder gar als Diskriminierung mißverstehen, sei gesagt: Dieses gewaltige Spektrum wird je länger je mehr auch für die Denkmäler der Zukunft erarbeitet werden müssen: So wie heute ein Industrieprodukt der Vorkriegszeit, beispielsweise ein zum Sammlerobjekt avanciertes Automobil, handwerklich repariert werden muß, so werden von dem Augenblick an, in dem die Serienteile unserer industriell gefertigten Großbaukomplexe aus der Fertigung genommen werden, diese Objekte handwerklich gepflegt, repariert und saniert oder aber abgebrochen werden müssen. Das Handwerk bedarf dieser Perspektive nicht, um heute seine Existenzberechtigung zu behaupten, aber diese Perspektive zeigt einmal mehr, wie unersetzlich das Handwerk bleiben wird und wie unverantwortlich es wäre, seine Kenntnisse und Struktur verkommen zu lassen.

*Professor Dr. Georg Mörsch  
Eidgenössische Technische Hochschule Zürich  
Institut für Denkmalpflege  
ETH Zentrum  
CH-8092 Zürich*

# Hasso von Poser: Die Deckenbilder im Festsaal von Schloß Weikersheim

## Ein Katastrophenfall

Zu den wenigen bedeutenden Raumschöpfungen der deutschen Renaissance um 1600 zählt der Festsaal des hohenhohischen Stammschlosses in Weikersheim. Ebenbürtig steht er neben den großen Saalräumen dieser Epoche in Schloß Ambras, Heiligenberg und dem Goldenen Saal des Augsburger Rathauses.

Als Kernstück und Hauptbestandteil des Saalbaus ließ ihn Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546–1610) in den Jahren 1595/1605 errichten und ausstatten. Erst 1586 war Graf Wolfgang von Langenburg nach Weikersheim übersiedelt, das er zu seiner Residenz erwählt hatte. Zu seinen gewaltigen Baumaßnahmen berief der Graf z.T. von weither eine Reihe hochangesehener Künstler, wobei ihm enge freundschaftliche und familiäre Bande hilfreich waren. Als Architekt gilt der niederländische, in Mainz und Würzburg tätige Georg Robin, das Modell schuf der württembergische Hofschreiner Georg Stegle, die Bauleitung lag in den Händen Wolf Beringers aus Würzburg, und Elias Gunzenhäuser aus Stuttgart war für die großartige am Dachstuhl aufgehängte Deckenkonstruktion verantwortlich. Wohl aufgrund reicher Sonnenbestrahlung – die eine Saallängsseite mit starker Durchfensterung zeigt nach Süden – wurde der Saalbau als Orient bezeichnet. Damals wie heute wird der Gesamteindruck des Raumes von seiner ursprünglichen Ausstattung bestimmt. Wir betreten den Saal von Osten kommend durch einen gewaltigen Portalaufbau, eine Kalkschneidearbeit von Gerhard Schmidt 1603 geschaffen, und erblicken gegenüber als Pendant den mächtigen Kaminaufbau der Familie Junker aus Miltenberg von 1602, der aus Andernacher Tuffstein besteht. In der oberen Zone wird der Kamin von den reliefierten Stammbäumen des Grafen Wolfgang und der Gräfin Magdalena von Nassau-Katzenelnbogen gerahmt. Die Längswände weisen in ihrer oberen Zone als Hauptschmuck reliefierte, teilweise vollplastische Tiergestalten auf, die von den beiden Kalkschneidern Gerhard Schmidt und Christoph Limmerich ausgeführt wurden.

Als besonders wichtiges Ausstattungsstück dieser Bauperiode und entscheidend für die Ensemblewirkung des Rittersaals entstand auch die kassettierte und ausgemalte Saaldecke, die als bedeutendes Dokument der Jagdmalerei dieser Zeit gelten darf. Von 69 Leinwandbildern stellen 53 verschiedenste Arten der Jagd und der Fischerei dar, während die restlichen 16 Felder mit Pflanzenmotiven aus-

gemalt sind. Der Schöpfer dieses Werkes ist der Würzburger Maler Balthasar Katzenberger, dessen Porträt und Signatur auf dem zentralen Deckenbild überliefert ist: „Balthasar Katzenberger von Wurtzburg maler hat die gantze Decken in 13 monat gemalet 1602“. Trotz dieser geringen Arbeitszeit entstanden lebendige und qualitätvolle Gemälde, die durch Übersteigerung der Gebärde jedoch dem üblichen Trend dieser Zeit bei solchen Dekorationsmalereien folgten. Glücklicherweise ist der Vertrag zwischen Graf Wolfgang und Katzenberger erhalten geblieben, so daß wir einen guten Einblick über den Arbeitsvorgang um 1600 gewinnen können. Der Vertrag lautet: „Zu wissen, das auff beuelch des wolgeborenen Herren Herren Wolfgangen Grauen von hohenhoe und herren zu Langenburg p. meines gnedigen herren, Mit Balthasar Kazenberger Mallern Vonn Würzburg abgehandelt worden, das er Ihren gnaden die deckh im Neuen Saal mit Wasserfarb auff Tuech von allerley Jagden, Waydtwerkh und andern was Ire g. Ime jedesmals fürgeben und beuehlen laßen, aufs schönst Sauberst, Künstlichstlichen und frech aussehendt mallen soll, alle Simbs der gannzen Deckh sowoll auch neben herrumb das Simbs alles mit brauner nus oder sonsten ein Dunckhel holz farb, wie es Iren gnaden gefellig anstreichen, das bletlein unden am simbs mit Stainöl (oder Staniöl) darauff ein schmal . . . von golt sein soll uberlegen, alles auff maß und weis wie es Ihren gnaden geliebt.

In Summa solche Deckh wie gemelt (nichts ausgenommen) er selbstn alles bej tag und nit bej nacht aufs Künstlichst und schönst machen und verferttigen, Darzu Ime alles tuch farb öll goldt und Stainöl (oder Staniöl) von Ihren gnaden soll gestelt werden soll Ime für seine belohnung gegebenn werden, Ein hundert Neuntzig fünff gülden an gelt alle morgenns ein stückh brodt und suppen ann fleisch die Cost am Nachtsch, sonsten weiters gar nichts wie das begert möcht werden, hergegen er versprochen und zugesagt, von dato Ihnner halb 3 wochen an zu stehen solche deckh und Simbs (nichts ausgenommen) mit allem wies aufs Künstlichst er kann Zuuerferttigen dauon nit zu weichen oder aus zu stehen biß solche allerdings verferttigt,

Da es aber Ihren Gnaden gefellig wer solche deckh mit öll farb zuuerferttigen soll Ihme für seine belohnung gegeben werden, Zway hundert und Sechzig gülden Die Cost und Suppen wie gemelt

Zu uhrKundt seint dißer brieff zween gemacht worden den einen wolermeltem meinem gnedigen herrn der ander Ime Mallern zugestellt worden.

Actum 22. 7bris (= September) Ao 1601  
(Unterschrift Wolfgang Graf von Hohenlohe)

Dießer bestandt ist mir Balthasar Kazenberger bezallt worden den 22. 11. 1602“.

Bei der Suche nach Anregungen zu diesem Werk vermutete Prof. v. Freedon schon frühzeitig Vorlagen durch einen niederländischen Stecher, was sich kürzlich durch Auffinden solcher Vorlagen bestätigte. Fast alle Hauptbilder folgen den Stichvorlagen des niederländischen Künstlers Jan van der Straet genannt Stradanus. In dem 1578 entstandenen Wolfenbütteler Exemplar (Herzog August Bibliothek Signatur 39. 1 Geometr. Fol 2) finden wir die gestochenen Vorbilder, die teilweise bis ins Detail von Katzenberger übernommen worden sind, so zum Beispiel die Bilder der Straußenjagd, Gemsenjagd, Elefantenjagd, Steinbockjagd etc.

Neben diesen Dokumenten der Jagd um 1600 finden wir auf

einem der Bilder eine wichtige Quelle für die Heimattforschung. Bei der Darstellung der Fischotterjagd mit dem Dreizack finden wir als Hintergrund eine der ältesten bekannten Ansichten von Weikersheim wiedergegeben mit dem Wartturm auf dem Winterberg, dem Galgen auf dem Karlsberg, der mauerumwehrten Stadt mit dem gerade erbauten Saalbau des Schlosses und der Vorgängeranlage des heute noch bestehenden Weikersheimer Schloßgartens der Barockzeit.

Bei einer Besichtigung durch das Landesdenkmalamt und das Heilbronner Hochbauamt entdeckte man schwerwiegende Schäden an der Decke, die sich bei näherer Betrachtung als Katastrophenfall herausstellten. Eine Voruntersuchung durch Restaurator H. Wengerter führte zu folgendem Resultat über den Zustand der Gemälde:

„1. An Substanz der ältesten Malteile von Balthasar Katzenberger ist schätzungsweise noch ca. ein Drittel einsehbarer Malerei vorhanden. Aber gerade diese Gemäldeteile, die auf den Urheber der Malereien zurückgehen und vom gesamten Saal vermutlich die einzige Farbfassung von 1602 darstellen, sind am gefährdetsten. Die Malschichten sind



1 DER FESTSAAL von Schloß Weikersheim, eine bedeutende Raumschöpfung der deutschen Renaissance, wurde 1595 bis 1605 errichtet. Die Deckengemälde entstanden 1602.



2 B. KATZENBERGER:  
Deckenbild mit der Steinbockjagd.

3 JAN VAN DER STRAET  
gen. Stradanus: Die Stichvorlage,  
die Katzenberger für seine Steinbockjagd als Vorbild diente.

4 DIE GEMSENJAGD auf  
dem Deckenbild von Balthasar  
Katzenberger. ▷

5 DIE STICHVORLAGE zur  
Gemsenjagd von Jan van der  
Straet gen. Stradanus. ▷

2  
3





Per iuga summa petunt imbelles corpore damas,      Ei per muscosos scopulos, atq; horrida saxa.



6 DECKENBILD-SCHÄDEN:  
 Der Bildausschnitt zeigt in annähernd natürlicher Größe die schüsselartig aufstehende Malschicht. An den hellen Stellen sind die Malflächen durch Feuchtigkeit reduziert.

durch die dauernden Quellungen, verursacht durch die anfallende Kondensfeuchtigkeit, so versprödet, daß sie sich auch durch Klimaneutralisierung aus ihrer derzeitigen, schüsselartig gerissenen Verwerfung nicht zurückbilden. Die einzelnen schüsselartigen Malschichten haften mit einem starken, ebenfalls verworfenen Bolusgrund nur noch äußerst gering an der Leinwand bzw. deren Grundierung. An den ausgeprägtesten Teilen ist am Ort selbst kaum mehr eine Sicherung möglich, da die beschädigten Teile bei der geringsten Berührung abfallen. Diese auf Katzenberger zurückgehenden Gemäldeteile haben die letzte Phase im Alterungsprozeß erreicht und können bei Nichtbehandlung nur noch abfallen.

2. Eine weitere Malschicht zeigt weniger Schichtdicke und blättert ebenfalls stark ab. Bei Klimawechsel zeigen die gerissenen, ebenfalls schüsselartig aufstehenden Schichten Bewegung und legen sich zeitweise an die Leinwand an. Aber auch diese vermutlich ältere Reparatschicht befindet sich ebenfalls in der letzten Phase der Alterung und zeigt Tendenzen zum Abfallen. Eine ins Labor mitgenommene Probe im Gläschen zeigt diese Rückbildung von der Schüssel zur planliegenden Farbschicht deutlich. Die dauernde Bewegung wird aber die Haftung stetig vermindern.

3. Auf einer roten Bolusschicht liegt eine jüngere Reparatur, die aber vor der letzten Restaurierung von 1912 entstanden sein muß. Aussehen und Alterung der Maloberfläche aller drei Schichten zeigen oberflächlich gleiche Färbungen und Bräunungen. Diese dritte Schicht blättert großflächiger ab. Ihre dünne Malschicht zeigt zum leuchtend roten, auf der Leinwand gut haftenden Bolusgrund nur labile Bindung. Auch diese Malschicht befindet sich größtenteils in der letzten Phase des Alterungsprozesses. Je nach Klimawechsel bewegen sich die gerissenen Schichtteile schüsselartig auf und legen sich zeitweise wieder an die Leinwand an. Die stetige Bewegung führt in absehbarer Zeit zum Abfall der Malschichten.

4. Die jüngste Restaurierungsschicht ist die durch den Maler Julius Dummbert vorgenommene ‚Reinigung‘ der Gemälde. Es ist die Frage, wie der Begriff der ‚Reinigung‘ der Bilder bzw. das ‚Abwaschen‘ aufzufassen ist. Sollte Dummbert tatsächlich nur gereinigt haben, so ist diese letzte Re-

paratschicht einem Zeitpunkt zuzuordnen, der länger zurückliegt. Da die Erfahrung lehrt, daß sogenannte Reinigungen durch Neumalen vorgenommen wurden, könnte man auch zu der Annahme neigen, daß Dummbert an den Gemälden eine Radikalkur vorgenommen hat. Andererseits ist die angegebene ‚Reinigungszeit‘ (November/Dezember 1912) so kurz, daß er kaum solch ausgedehnte Malereien durch Neumalen angefertigt haben könnte. Tatsache ist, daß der letzte Reparaturmaler die älteren Schichten zugunsten dieser umfassenden Neubemalung, die etwa ein Drittel der Gesamtflächen ausmacht, abgekratzt hat. Diese letzte Reparatschicht zeigt keine starken Blätterungen wie die vorhergehenden drei Schichten, zeigt aber mehr oder weniger starke Dehnungsrisse, die durch wechselnde Spannung und Dehnung der Gemäldeleinwände zustande gekommen sind. Die letzte Malschicht überdeckt auch Dachpappennägel, die die durchhängenden Leinwände wieder planlegen sollten. Die gesamten Gemälde sind auf Holzspannrahmen gespannt, deren Spannkreuze augenscheinlich ebenfalls durchhängen. Die Bilder sind mit ihren Außenspannrahmen durch große Schrauben in die Kassetten geschraubt worden. Diese augenscheinlichen Beobachtungen sind als vorläufiges Untersuchungsergebnis anzusehen, da ein mechanischer Eingriff in die Gemälde an der Decke nicht möglich ist.“

In der Zwischenzeit wurde in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt ein Gemälde von der Decke abgenommen, um es genauer untersuchen zu können. Anhand der Untersuchungsergebnisse soll ein Restaurierungskonzept erstellt werden, das auch die Grundlage für eine annähernde Kostenerfassung bietet. Dann darf man mit Jahren rechnen, bis die Gemälde der Weikersheimer Rittersaaldecke als gerettet gelten können, und so der Nachwelt ein wichtiges Ensemble der deutschen Renaissance erhalten bleibt.

Archivalien:  
 Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein, D 6.

Dr. Hasso von Poser  
 Ev.-Luth. Landeskirchenamt  
 Rote Reihe 6  
 3000 Hannover 1

## Claus-Joachim Kind: Ausgrabungen an dem Felsdach „Felsställe“ in Mühlen

Die Schwäbische Alb ist mit ihren zahlreichen Höhlen und Felswänden, die dem eiszeitlichen Menschen einen natürlichen Schutz boten, das klassische Gebiet Süddeutschlands für alt- und mittelsteinzeitliche Forschungen. Während es in offener Landschaft immer wieder dem Zufall überlassen blieb, ob steinzeitliche Fundschichten sich überhaupt erhalten haben und dann auch entdeckt wurden, zeigte es sich, daß in Höhlen und unter Felsdächern der Schwäbischen Alb mit einer relativ hohen Wahrscheinlichkeit steinzeitliche Funde zu erwarten waren.

So wie die Höhlen in pleistozäner und frühholozäner Zeit die steinzeitlichen Jäger- und Sammlergruppen als markante Punkte in der Landschaft immer wieder anzogen – erkenntlich z. B. an Höhlen, die Fundschichten aus einem Zeitraum von mehreren zehntausend Jahren enthalten –, so konzentrierte sich auch die Arbeit archäologischer Forscher seit Jahrzehnten auf diese Höhlen. Dieses Übergewicht der

Forschungen in Höhlen, das im gesamten Europa mit Ausnahme der klassischen Löß-Gebiete des östlichen und der Sand- und Schotter-Gebiete des nördlichen Europas zu beobachten ist, führte zu dem inzwischen überholten Bild vom eiszeitlichen „Höhlenmenschen“. Die eiszeitlichen Menschen haben die Höhlen sicher immer wieder periodisch aufgesucht, den überwiegenden Teil des Jahres haben sie jedoch in der offenen Landschaft gesiedelt. Die spezielle Art der Schichtablagerung und auch der Schichtkonservierung in den Höhlen und ihre leichte Identifizierbarkeit als steinzeitliche Siedlungsplätze bedingte die überdurchschnittlich häufigen Ausgrabungen.

In den letzten Jahren ist eine Tendenz zu beobachten, die für den denkmalpflegerischen Schutz der Höhlenstationen bereits bedenkliche Formen angenommen hat. So wie Höhlen für den archäologischen Forscher als potentielle Fundstellen leicht auszumachen sind, sind sie es auch für

1 „FELSSTÄLLE“ MÜHLEN. Blick von Osten in das Felsdach. Die Grabungsflächen sind überdacht.





2



3



4

Hobby-Archäologen. Daraus resultierte eine erschreckend ansteigende Zahl von Raubgrabungen in sowohl bekannten als auch neuentdeckten Höhlenstationen. Besonders gravierend ist hierbei, daß inzwischen auch bei Steingeräten – wie schon bei anderen archäologischen Fundgegenständen üblich – ein florierender Handel eingesetzt hat, und es ist sicherlich nicht nur ein Gerücht, daß Steinwerkzeuge teilweise bereits in Form von Sätzen einzelner Fundplätze die Besitzer wechseln, was an das Sammeln von Briefmarken erinnert.

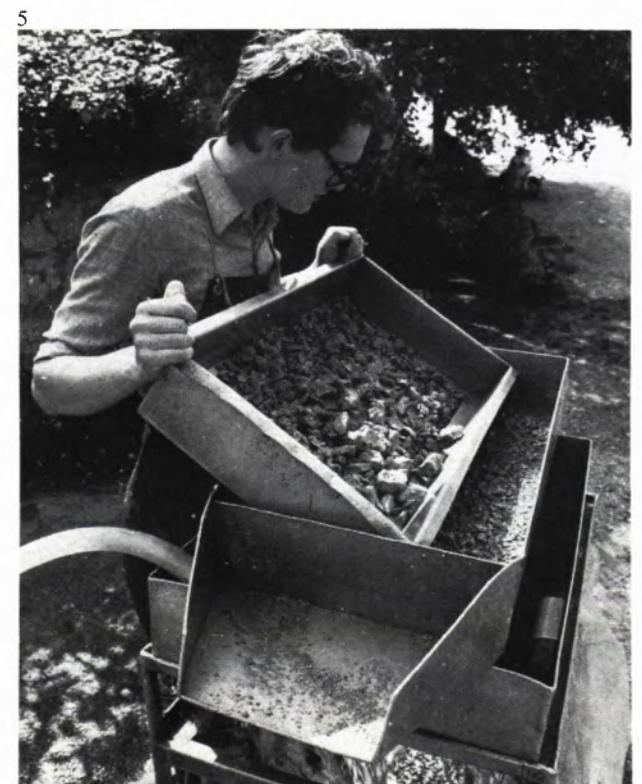
Auch wenn die Funde aus Raubgrabungen nachträglich der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich gemacht werden, ist der Verlust nicht wieder gutzumachen. In der Bundesrepublik hat sich in den letzten Jahren ein Wandel in der Fragestellung und damit auch in der Ausgrabungsmethodik innerhalb der urgeschichtlichen Forschung vollzogen. Während früher ein Fund mehr als Einzelobjekt betrachtet wurde, stellt sich heute die Frage nach der „Vergesellschaftung“ eines Fundes innerhalb der gesamten Fundstelle. Dies führte zu einer Änderung der Ausgrabungsmethode, die eine genaue Einzelmessung eines jeden Fundobjektes mit sich brachte, um nachträglich seine genaue Lage innerhalb eines Befundes rekonstruieren zu können. Es ist leicht verständlich, daß sich genau diese Rekonstruktion mit durch Raubgrabungen aus den Befunden herausgerissenen Funden nicht mehr durchführen läßt.

2 AUSGRABUNGSARBEITEN in der Hauptgrabungsfläche. Die gespannten Schnüre begrenzen die Quadratmeter.

3 FREIPRÄPARATION. Vorsichtig werden mit dem Pinsel Fundobjekte freigeputzt. Grabungswerkzeug ist das Zahnarzt-häkchen.

4 FUNDAUFNAHME. Jeder einzelne Fund wird dreidimensional eingemessen und maßstabsgetreu aufgezeichnet. Die dunklen Objekte im Vordergrund sind Feuersteinwerkzeuge. Es zeigt sich die enorme Fundhäufigkeit in diesem Horizont.

5 SCHLÄMMSTELLE. Die ausgegrabenen Schichtparien werden viertelquadratmeterweise in einem Dreifach-Siebsatz geschlämmt. Dies gewährleistet eine nahezu hundertprozentige Bergung aller Funde.

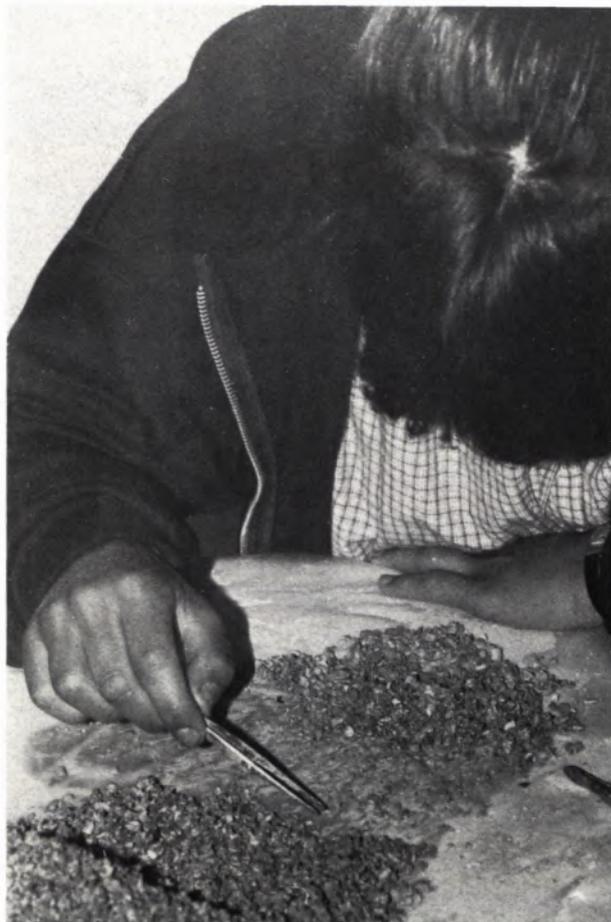


5

Es ist festzustellen, daß die Gefährdung steinzeitlicher Höhlenfundstellen durch Raubgrabungen in den letzten Jahren bei weitem höher lag als Gefährdungen durch Baumaßnahmen. Nahezu jede notwendig gewordene denkmalpflegerische Maßnahme – das heißt Sicherung durch Bergung oder Schutz durch Zaunanlagen usw. – wurde zumindest zum Teil durch Raubgrabungen bedingt.

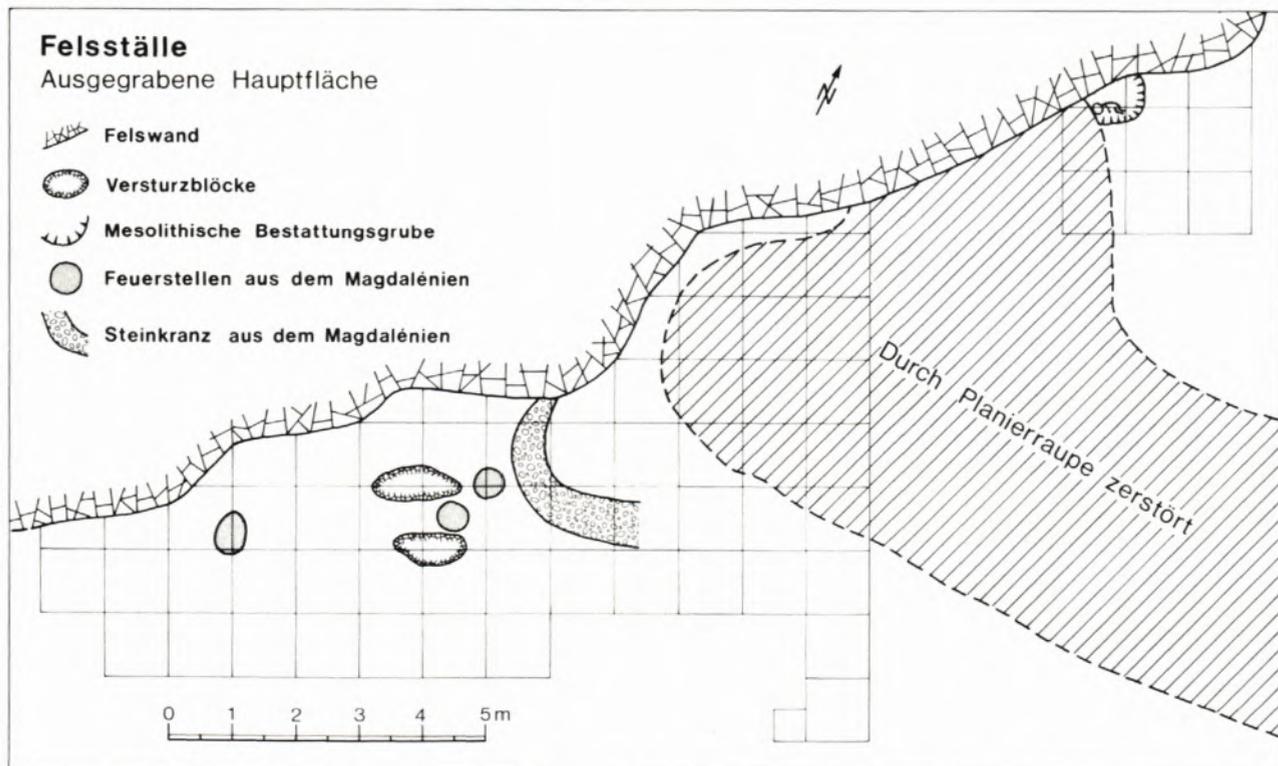
Dies trifft auch auf die steinzeitliche Fundstelle zu, die Thema dieses Berichtes ist – das „Felsställe“ in Mühlen bei Ehingen/Donau. Es liegt in einem Seitental, das zu einer heute trockenen, vor die Würm-Eiszeit datierten Donauschlinge führt. Im Jahre 1974 wurden bei Planierungsarbeiten zur Anlage eines Wanderweges entlang des Felsdaches „Felsställe“ mehrere Kubikmeter Sediment abgefahren. Bei dieser Gelegenheit wurden Tausende von Feuersteinartefakten entdeckt. Dies führte zu einer wahren Invasion von Hobby-Archäologen. Ein nahegelegener Waldparkplatz soll zu dieser Zeit an den Wochenenden nahezu vollständig mit Kraftfahrzeugen der Sammler belegt gewesen sein. Leider beschränkten sich die Aktivitäten der Hobby-Archäologen nicht nur auf das Aufsammeln der oberflächlich liegenden Steinwerkzeuge, sondern es wurden – wie bei den späteren systematischen Ausgrabungen festgestellt wurde – Schürfungen in den frei an der Oberfläche liegenden Fundschichten unternommen, die weitere Teile des noch ungestörten Bereichs vernichteten.

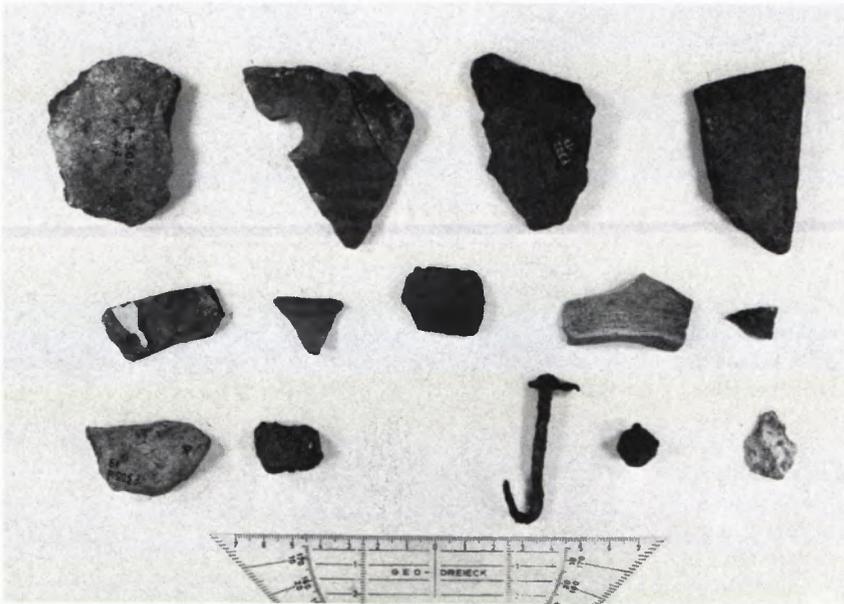
Es wurde daraufhin beschlossen, 1975 vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abteilung Bodendenkmalpflege Außenstelle Tübingen, eine kleinräumige Sondage durchzuführen. Es zeigte sich, daß die Fundschichten auf einer so großen Fläche als gefährdet angesehen werden mußten, daß in den darauffolgenden fünf Jahren (bis 1980) großangelegte Grabungen unter der Leitung von W. Torke und dem Verfasser durchgeführt wurden.



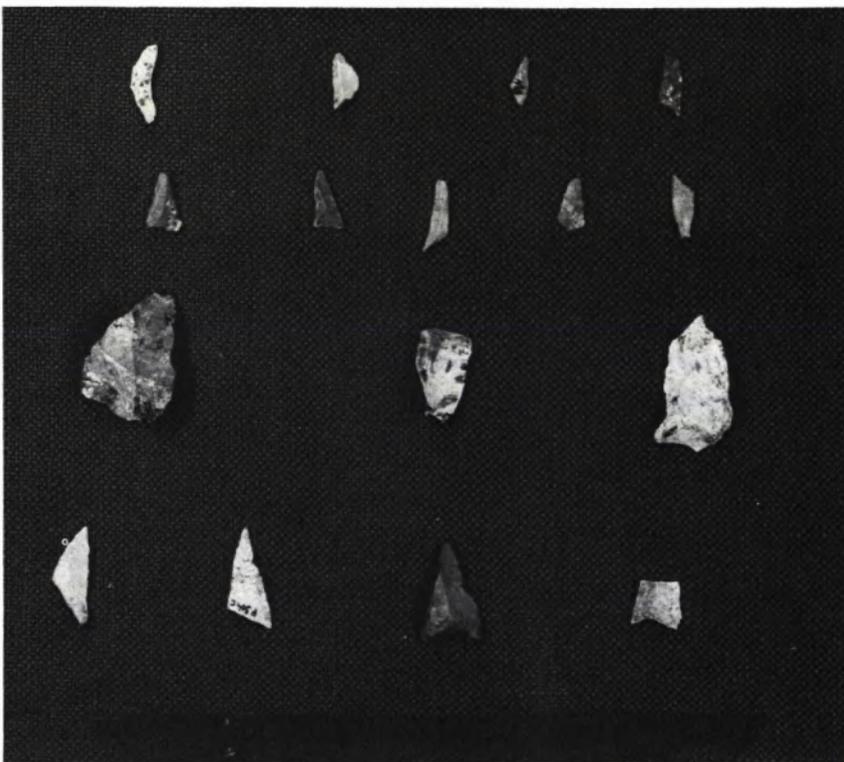
6 AUSSORTIEREN. Die Schlammreste werden mit Pinzetten nach Kleinfunden durchsucht.

7 PLAN DER AUSGEGRABENEN HAUPTFLÄCHE mit dem Quadratmeternetz. Im östlichen Bereich ist das Ausmaß der Zerstörungen durch die Planierungsarbeiten zu erkennen. Im östlichen Grabungsschnitt liegt die mesolithische Bestattung direkt an der Kante eines Schützengrabens von 1944 sowie der Planierungen. Die Strukturen in der Hauptfläche – drei Feuerstellen und Trockenmauer – stammen aus dem Magdalénien, sind also 3000 bis 5000 Jahre älter als die Bestattung.





8 FUNDE AUS DEN OBEREN HUMUSPARTIEN. Neben Keramik aus nahezu sämtlichen Zeitperioden sind ein verbogener Hufnagel, eine Eisenkugel sowie ein jungsteinzeitlicher Bohrer (unten rechts) abgebildet.



9 FUNDE AUS DEM MESOLITHISCHEN HORIZONT. 1. und 2. Reihe Mikrolithen; 3. Reihe Stichel, Kratzer, Stichel (v.l.); 4. Reihe zwei Mikrolithen, zwei Mikrospitzen (v.l.). Die kleinen Feuersteingeräte sind die typische Werkzeugform des Mesolithikums. Sie werden als kombinierte Einsätze in hölzerne oder knöcherne Schäfte gedeutet.

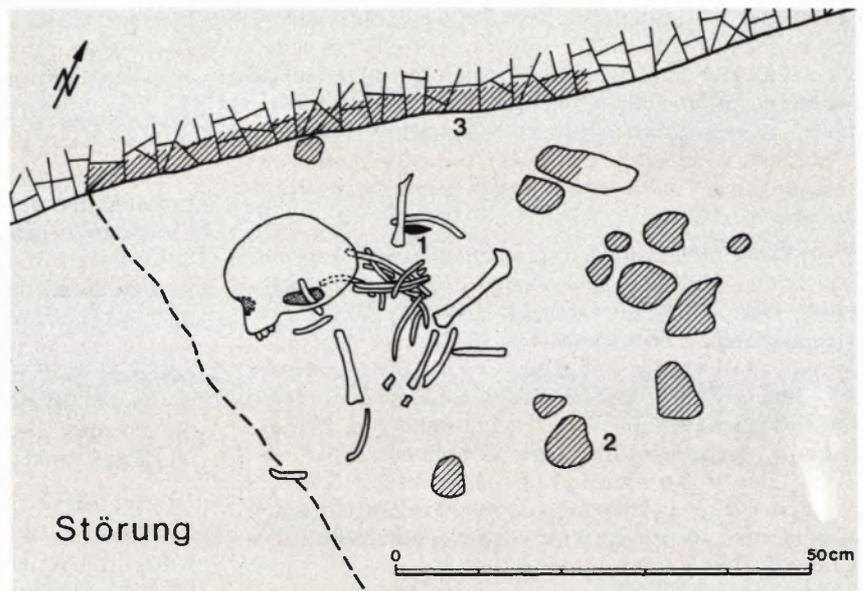
Selbst während der Ausgrabungsarbeiten, besonders auch in den Unterbrechungen zwischen den Grabungskampagnen, war der Tatendrang der Hobby-Archäologen nicht zu stoppen. Das Bild der mit Plastiktüten und Schaufelchen ausgerüsteten Frauen und Männer gehörte in den ersten Grabungsjahren nahezu zum gewohnten Alltag. Daß aber am Abend oder an Wochenenden, wenn die Grabungsstelle einmal nicht – wie sonst üblich – bewacht war, freipräparierte Funde aus dem Boden gerissen und Teile der Fundschichten durchgewühlt wurden, wie es einige Male vorgekommen ist, zeigt das Ausmaß der Gefährdung der Fundstelle ebenso wie die Tatsache, daß während der Unterbrechung der Grabungsarbeiten 1976/77 die zum Schutz über die Fläche gelegte Betondecke durchbrochen und wiederum Teile der darunterliegenden Fundschichten entfernt wurden.

Erst nach Abschluß der Grabungskampagne 1980 scheint eine Sicherung des Fundplatzes „Felsställe“ durch eine Bergung der gefährdeten, d. h. oberflächennahe gelagerten Fundschichten hinlänglich gewährleistet zu sein. Trotzdem muß die Station noch lange nicht als vollständig ausgegraben angesehen werden, es ist eher wahrscheinlich, daß nur ein Teil der Fundstreuung geborgen wurde.

An dieser Stelle ist der Stadtverwaltung Ehingen sowie den Bürgern aus Mühlen und Kirchen zu danken, ohne deren tatkräftige Unterstützung und freundliche Mithilfe das Gelingen der Ausgrabungen nicht in dem stattgefundenen Maße möglich gewesen wäre.

Die am „Felsställe“ angewandte Grabungstechnik war den obengenannten neuen archäologischen Fragestellungen angepaßt. Über die gesamte Station wurde ein Quadratmeter-

10 PLAN DER MESOLITHISCHEN KINDERBESTATTUNG, die in eine Zeit zwischen 8000 und 9500 Jahre vor heute datiert wird. Das Skelett ist durch Druck einer auf ihm lagernden großen Steinpakung zusammengeschoben. Wirbelsäule, Becken und große Teile der unteren Extremitäten sind nicht erhalten. Trotzdem läßt sich eine Hockerbestattung rekonstruieren. Im Bereich des rechten Armes wurde ein Feuersteinabschlag gefunden (1). An der Basis liegen verbrannte Kalksteine (2), außerdem ist die Felswand über der Grube feuergerötet (3); beides deutet darauf hin, daß vor der Beisetzung ein Feuer gebrannt haben muß.



11 SCHÄDEL aus der mesolithischen Kinderbestattung. Der Unterkiefer und die hier nicht zu sehende linke Gesichtshälfte fehlen. Sie wurden wahrscheinlich bereits 1944 bei der Anlegung eines Schützengrabens entfernt.



netz gelegt. Alle Funde wurden dreidimensional eingemessen, ihre genaue Lage, wie z. B. ihre Neigung und Orientierung, wurde festgehalten, außerdem wurden sie maßstabsgetreu auf Quadratmeterpläne eingezeichnet (Abb. 4). Die Sedimente wurden in Viertelquadratmetern, und zwar in 5 cm mächtigen Einheiten, abgetragen und anschließend in einem Dreifach-Siebsatz mit einer minimalen Maschenweite von 1 mm geschlämmt (Abb. 5). So ist erstens von einer nahezu hundertprozentigen Bergung aller Funde auszugehen, zweitens ist es möglich, nachträglich eine genaue Rekonstruktion des Siedlungsplatzes vorzunehmen. Da jede Ausgrabung im Grunde genommen die Zerstörung einer Fundstelle darstellt, ist es als eine Minimalforderung anzusehen, eine möglichst detaillierte Aufnahme und Dokumentation der Funde vorzunehmen. Es zeigte sich während der Ausgrabungen, daß am „Fels-

ställe“ eine Schichtenfolge vorhanden ist, die eine mehr oder weniger starke Besiedlung bzw. Begehung des Felsdaches während der letzten 13000 Jahre belegt.

Im oberen Bereich der Schichtenfolge fanden sich in einem humosen Waldboden Funde, die aus den letzten 5000 Jahren stammen. Es ist Keramik vorhanden, die aus praktisch sämtlichen Perioden stammt. Daneben treten vereinzelte Metallteile auf sowie jungsteinzeitliche Feuersteinwerkzeuge und Knochenstücke (Abb. 8).

Es handelt sich bei der Keramik durchweg um grobe Gebrauchsware, die zudem noch stark fragmentiert ist. Dies erschwert oft eine sichere chronologische Beurteilung. Verzierte Scherben oder Randstücke kommen nur vereinzelt vor. Die Funde weisen darauf hin, daß in den vergangenen 5000 Jahren immer wieder Menschen das

„Felsställe“ aufsuchten. Nur ausnahmsweise dürften diese dort längerfristig anwesend gewesen sein. Die Funde zeigen aber, daß auch zu Zeiten, als es schon feste Dörfer und Städte gab, die Menschen trotzdem immer wieder Orte, die ihnen einen natürlichen Schutz boten, wie Höhlen und Felsdächer, zu einem kurzzeitigen Aufenthalt aufsuchten und dort dann auch archäologisch auswertbare Reste zurückließen.

Unter dem Horizont mit den vermischten Funden kam eine Schicht zutage, in der große Kalkblöcke bis zu 50 cm Durchmesser lagen. Teilweise waren die Funde aus der darüberliegenden Schicht noch zwischen die Steine hineingedrückt. Die großen Blöcke weisen auf eine Zeit hin, in der es auf der Schwäbischen Alb heftige tektonische Bewegungen in Form von Erdbeben gab, die Teile der Felswand zum Einsturz brachten. Archäologisch ist diese Versturzphase im „Felsställe“ von großer Wichtigkeit, da die Kalkblöcke ein Ausgreifen der Durchmischung des Waldbodens nach unten verhinderten, so daß die unter den Versturzböcken liegenden Schichten nicht gestört sind.

Der als nächstes unter der Versturzschicht liegende Horizont enthält Funde, die in die frühe Mittlere Steinzeit gehören, ins Frühmesolithikum. Sie sind in eine Zeit zwischen 8000 und 9500 Jahre vor heute zu datieren. Neben Knochen von Jagdtieren – z. B. Hirsch und Reh – wurde in dieser Schicht eine ganze Reihe von Steinwerkzeugen gefunden, die die für das Mesolithikum typische Form und Größe aufweisen. Aufgrund der geringen Größe werden diese Steinwerkzeuge Mikrolithen genannt. Sie werden als kombinierte Einsätze in hölzerne oder knöcherne Werkzeugschäfte interpretiert (Abb. 9).

Direkt an der Felswand, an der Kante eines in den letzten Jahren des 2. Weltkriegs eingetieften Schützengrabens, wurde in dieser mesolithischen Schicht das Grab eines Kindes gefunden. Es lag deutlich unter der Schicht mit den großen Kalkblöcken, so daß seine stratigraphische Position als sicher anzusehen ist.

Das Kind – es handelt sich um eine der wenigen Bestattungen aus dieser Zeit aus Süddeutschland – lag in einer seichten Grube, die direkt an den Felsen eingegraben war. Vor der Beisetzung hat in der Mulde ein Feuer gebrannt, das ihre Basis sowie die Felswand rötete. Dann erst – nachdem das Feuer ausgegangen war – wurde die Leiche des Kindes

hineingelegt, seine Knochen weisen keine Brandspuren auf. Als Beigabe wurde ein Feuersteinabschlag an den rechten Arm des Kindes gelegt.

Trotz der nur fragmentarischen Erhaltung der Knochen, die durch einen stark wechselnden Chemismus in dem humosen Waldboden erklärt werden kann, der die Konservierungsbedingungen kleinräumig extrem verändert, liegt das Skelett in einem relativ natürlichen anatomischen Verband. Seine Lage kann als eine Hockerbestattung rekonstruiert werden, die mit der Wirbelsäule gegen die Felswand und mit dem Kopf nach Westen lag (Abb. 10). Das Alter des Kindes konnte anhand des Zahndurchbruches auf 2 bis 4 Jahre bestimmt werden. Das Geschlecht ist nicht mehr identifizierbar, da das Becken nicht erhalten ist. Auffällig sind die Spuren einer Eisenmangelanämie an den Schädelknochen, die diese Krankheit als potentielle Todesursache andeuten.

Es zeigt sich also auch im „Felsställe“ die an anderen Orten schon häufiger beobachtete sehr ausgeprägte rituelle Behandlung eines Toten vor 8000 bis 10000 Jahren. Sie setzt ein differenziertes Denken über Leben und Tod in der Mittleren Steinzeit voraus.

Ungefähr 30 cm unter der mesolithischen Schicht, von ihr durch einen sterilen Horizont getrennt, fand sich am „Felsställe“ eine Fundschicht, die in die ausgehende Altsteinzeit, ins Magdalénien, gehört. Sie liegt in einem gelben Bergkies, der das typische pleistozäne Sediment der Gegend darstellt. Sie wird in eine Zeit von ungefähr 12000 bis 13000 Jahre vor heute zu datieren sein. Ein absolutes Datum liegt allerdings bis jetzt noch nicht vor.

Es ist noch nicht sicher geklärt, ob es möglich sein wird, verschiedene Begehungshorizonte innerhalb der Magdalénien-Fundstreuung zu unterscheiden, es zeichnen sich aber diesbezügliche Anhaltspunkte ab.

Das Magdalénien vom „Felsställe“ weist sich durch eine für Mitteleuropa außergewöhnliche Fundhäufigkeit aus. Insgesamt liegen auf einer Fläche von ca. 65 m<sup>2</sup> Ausdehnung über 36000 eingemessene Funde sowie mehrere hunderttausend Schlämmrückstände aus einer Schichtmächtigkeit von maximal 30 cm vor. Damit ist diese Schicht als einer der reichsten Fundhorizonte im mitteleuropäischen Raum anzusehen. Teilweise wurden mehr als 50% Volumenanteile des Sediments durch Feuersteinwerkzeuge eingenommen.



12 FUNDE AUS DEM MAGDALÉNIEN-HORIZONT. 1. Reihe Kernsteine; 2. Reihe fünf Stichel, fünf Bohrer (v.l.); 3. Reihe drei Kratzer, sieben Rückenmesser (v. l.). Die drei rechten Rückenmesser weisen eine deutliche Zählung auf.



13 RENTIER-UNTERKIEFER aus dem Magdalénien-Horizont *in situ*. An diesem Exemplar wird die schlechte Knochenhaltung deutlich.

Neben einer großen Anzahl an Grundformen – d. h. nicht weiter bearbeitete Klingen und Abschläge – kommen für diese Fazies eines späten Magdalénien typische Werkzeuge vor. So treten Stichel und Kratzer auf, die zur Bearbeitung von Knochen, Holz, Geweih und Fell dienen. Daneben liegt eine Reihe von Bohrern vor, außerdem eine Serie von sogenannten Rückenmessern, die als hintereinander eingefügte Schneidpartien von hölzernen bzw. knöchernen Messern oder Spitzen interpretiert werden. Sie gelten als die kennzeichnende Werkzeug-Form des Magdalénien, die allerdings nicht nur in diesem „Technokomplex“ auftaucht (Abb. 12).

Als Rohmaterial diente den Magdalénien-Menschen hauptsächlich ein örtlich vorkommender brauner Hornstein, der auch heute noch in der Gegend stellenweise in großen Mengen aus dem Ackerboden gepflügt wird. Auffällig in der Zusammensetzung der ausgearbeiteten Geräte vom „Felsställe“ ist jedoch eine Reihe von Sticheln und Rückenmessern, die aus ortsfremden, wahrscheinlich alpinen Feuerstein-Varietäten gefertigt sind. Diese Rohmaterialien treten unter den Abschlägen und Klingen nicht auf. Dies bedeutet, daß von einer Art Grundausrüstung an fertigen Geräten ausgegangen werden muß, die die altsteinzeitlichen Menschen ans „Felsställe“ brachten, dort benutzten und sie dann, nachdem sie sich mit einem neuen Satz Werkzeuge aus dem ortsüblichen braunen Hornstein versehen hatten, dort zurückließen.

Neben den Steinwerkzeugen wurden einige Knochennadeln gefunden, unter denen sich jedoch kein vollständiges Exemplar befindet. Außerdem liegt eine Reihe von fossilen Schmuckschnecken vor, die durchlocht als Besätze der Kleidung interpretiert werden. Eine ähnliche Funktion dürfte einigen kleinen durchlocherten Schwarzjura-Ammoniten zukommen.

Die Knochenhaltung im Magdalénien des „Felsställe“ war – wie bereits aus dem fragmentarischen Zustand der Nadeln zu ersehen – verhältnismäßig schlecht. Nur an der Felswand und unter den großen Steinen scheinen sich die Knochen relativ gut erhalten zu haben. Außerdem scheinen im hangabwärts gerichteten Bereich der Fundstreuung einzelne Stellen vorhanden zu sein, in denen die Konservierungsbedingungen besser waren.

Eine detaillierte Bestimmung der Tierarten liegt noch nicht vor; bisher konnten Reste von Rentier, Wildpferd, Fuchs, Hase sowie Knochen von großen Vögeln identifiziert werden. Sie sind zum größten Teil durch Menschenhand aufge-



14 EISFUCHS-UNTERKIEFER aus dem Magdalénien-Horizont.

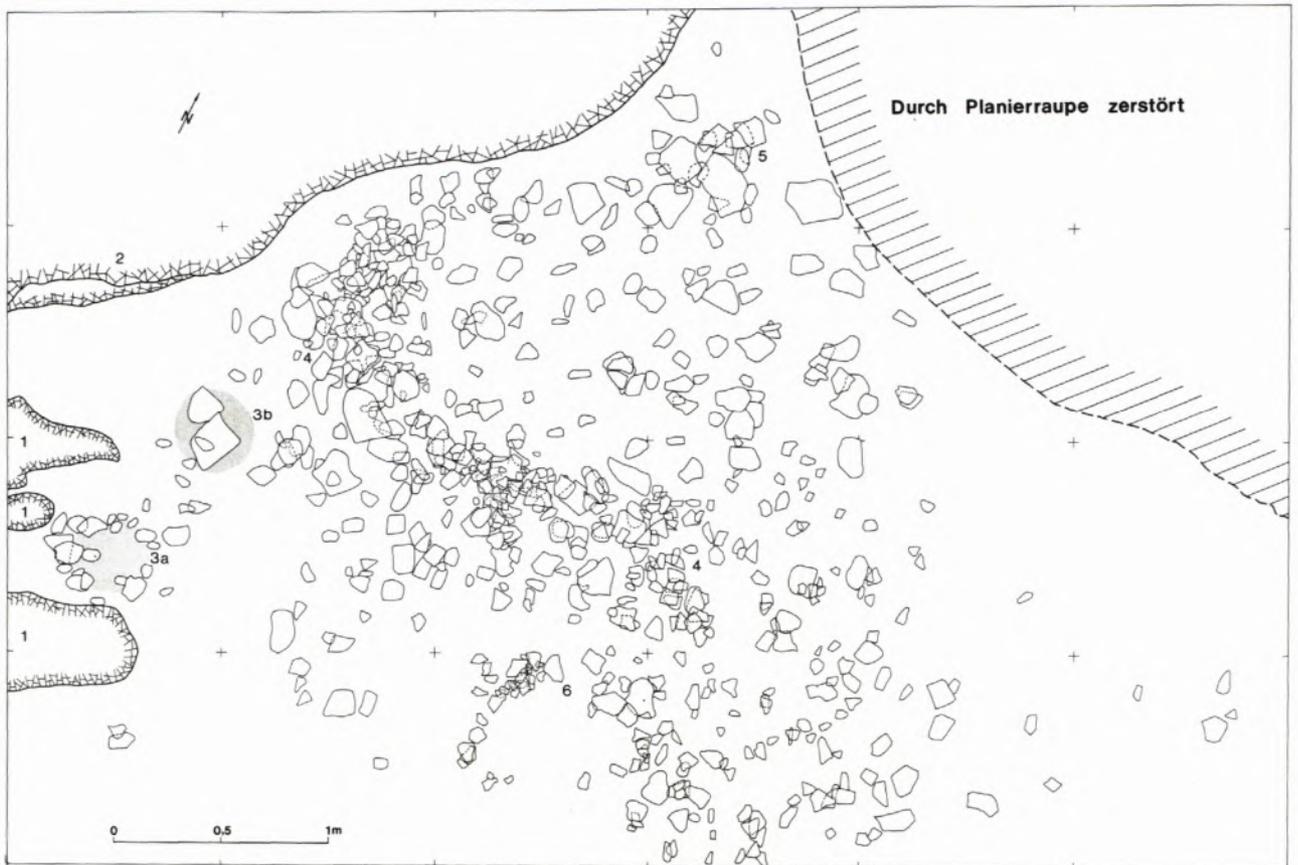
schlagen, oft bis zu kleinsten Splitterfraktionen. Dies belegt, daß sie Reste des Jagdwildes aus der typisch eiszeitlich zusammengesetzten Tierwelt darstellen, die die Magdalénien-Menschen erlegten.

Im zentralen Teil der noch erhaltenen Fundstreuung fand sich – gruppiert um einen Felsvorsprung – eine halbkreisförmige Anordnung von ortsfremden Sand- und Kalksteinplatten (Abb. 15). Zwischen den Steinplatten lagen Hunderte von grob zugerichteten Rohkernen und großen Feuersteinknollen. Die Struktur hatte in ihrem westlichen Teil eine maximale Höhe von 30 cm, während sie im südlichen Bereich durch Hangrutschbewegungen etwas verschliffen erscheint. Sie ist als Rest einer Trockenmauer anzusehen, die ursprünglich das Fundament einer windschirmähnlichen Anlage dargestellt haben dürfte. Zusammen mit einem Verhau – vielleicht aus Stangen, Ästen, Laub und Fellen – stellte sie einen idealen Schutz gegen das von Westen heranziehende Wetter dar. Innerhalb der Anlage scheinen sich die gesamten Produktionstätigkeiten der pleistozänen Menschen vollzogen zu haben.

So ist eine deutliche Konzentration von Feuerstein-Artefakten festzustellen, die scharf mit der Trockenmauer abschließt. Während außerhalb der Struktur zwischen 50 und 500 Artefakte pro Quadratmeter gefunden wurden, ist innerhalb der Steinanlage eine starke Massierung von zwischen 2000 bis zu 10000 Funden pro Quadratmeter vorhanden. Ebenso wurden hier sämtliche Nadelfragmente, Schmuckschnecken, Ammoniten, Gagatstücke sowie die gravierte Darstellung einer stilisierten Frauenfigur gefunden. Diese Anhäufung steht im Gegensatz zu der sonst zu dieser Zeit üblichen Verteilung um leichte Zeltkonstruktionen, die in ihrem Innenraum normalerweise relativ fundleer bleiben, während sich von ihrem Eingangsbereich aus ein Streukegel nach außen auffächert. Dies läßt den Schluß zu, daß es sich bei der Anlage im „Felsställe“ nicht um ein Wohn- bzw. Schlafzelt handelt, sondern eher um eine Schutzvorrichtung für den stark benutzten Arbeitsplatz.

Einen Meter westlich des Windschirms fanden sich zwei Feuerstellen, beide grubenförmig angelegt, wobei eine noch mit einem Kranz von verbrannten Kalksteinen umgeben war. Ungefähr vier Meter weiter westlich wurde eine weitere Feuerstelle entdeckt, die ebenfalls grubenförmig von großen verbrannten Kalksteinen umgrenzt war. Alle drei Feuerstellen hatten einen Durchmesser zwischen 40 und 50 cm.

Bereits an der Anlage der Strukturen läßt sich eine deutliche



15 PLAN DER KALK- UND SANDSTEINPLATTEN. Er zeigt den Verlauf der gegen Westen gerichteten altsteinzeitlichen Trockenmauer (4), die ins Magdalénien datiert wird. Sie wird als Fundament einer Windschirmanlage interpretiert. Die Mauer reicht bis an die Felswand (2) heran. Westlich der Struktur fanden sich zwei eingetiefte Feuerstellen (3a und 3b). Die Feuerstelle 3a lag zwischen zwei großen Versturzböcken (1), die ungefähr 30 cm aus dem Boden hervorragten. Im südlichen Teil der Plattenanlage zeigen sich deutlich aus der Mauer herausgerutschte Partien (6). Im nördlichen Teil kam eine weitere Anhäufung von ortsfremden Platten zutage (5), die aber stratigraphisch etwas höher liegt. Sie gehört möglicherweise zu einer jüngeren Zeltanlage, die zum größten Teil bei den Planierungsarbeiten zerstört wurde.

Aufteilung der Tätigkeitsbereiche innerhalb der Fundstreuung des Magdaléniens feststellen. Das ist auch in der horizontalen Verteilung der einzelnen Fundgattungen bemerkbar: Die verschiedenen Werkzeugkategorien streuen nicht gleichmäßig über die gesamte Fläche, sondern zeigen deutliche Massierungen und Konzentrationen. Als Beispiele mögen die Bohrer gelten, die sich im westlichen Bereich außerhalb des Windschirms häufen, sowie die Rückenmesser, die innerhalb der Steinanlage und unmittelbar davor im östlichen Bereich liegen. Bei der Verteilung der Knochenfragmente scheint – trotz der wechselnden Erhaltungsbedingungen – eine Massierung an den hangabwärts liegenden Partien vorzuliegen, so daß der Anschein entsteht, als ob hier der Teil eines Knochenabfallhaufens angeschnitten worden sei.

Es zeigt sich, daß, bedingt durch eine genaue Grabungstechnik, detaillierte Rekonstruktionen einer steinzeitlichen Fundstelle möglich sind. Sie entwerfen ein schlaglichtartiges Lebensbild, das Regelmäßigkeiten in der tätigkeitsspezifischen und auch sozialen Organisation eines altsteinzeit-

lichen Lagers zeigt. Die altsteinzeitlichen Jäger- und Sammlergruppen suchten das Felsdach „Felsställe“ vor ungefähr 12 000 bis 13 000 Jahren auf. Es ist wahrscheinlich, daß es sich um mehrere wohl im Bereich einiger Wochen liegende Aufenthalte handelte. Der Hauptgrund für die saisonal in einem begrenzten Areal umherstreifenden Menschengruppen, am „Felsställe“ Rast zu machen, ist in dem örtlich anstehenden Rohmaterial zu suchen, aus dem sie ihre Werkzeugsätze komplettierten. Gleichzeitig übten sie aber auch andere Arbeiten aus, die sich nach gewissen Regeln auf der Siedlungsfläche verteilten. Die steinzeitliche Felsdachstation „Felsställe“ kann somit nicht nur zur Klärung stratigraphischer Probleme beitragen, sondern auch Fragen über Verbreitungen von Tätigkeiten innerhalb des Siedlungsareals beantworten.

Claus-Joachim Kind  
LDA · Bodendenkmalpflege  
Schloß · Fünfeckturm  
7400 Tübingen

# Klaus Pieper/Fritz Wenzel: Gedanken von Ingenieuren zu Fragen der Denkmalpflege

## 1. Viele der wichtigen Baudenkmale sind bedroht.

Die Denkmalpflege profitiert heute von der Welle der Nostalgie, sie steht im Interesse der Öffentlichkeit. Ständig werden neue Aufgaben entdeckt und neue Bereiche der Obhut des Denkmalschutzes anvertraut. Die Erfolge der Denkmalpflege bei der Werbung um Mittel für den entsprechend schnell anwachsenden Geldbedarf seien ausdrücklich anerkannt, reichen aber bei weitem nicht aus, um neben den überkommenen Aufgaben auch die vielfältigen neuen Ansprüche zu befriedigen.

Die neuen, in ihren Auswirkungen meist sehr sichtbaren und daher vom Bürgerinteresse und politischen Zweckdenken besonders bevorzugten Aufgaben wie Altstadt-sanierungen nehmen die begrenzten Mittel sogar derart in Anspruch, daß, so unglaublich das klingt, die großen historischen Bauten, die Kernstücke des Denkmalschutzes, die durch Pflege ihres Umfeldes besonders hervorgehoben werden sollen, an manchen Stellen bereits Not leiden.

Da zu befürchten ist, daß die Gelder in Zukunft wieder knapper fließen, müßte alles versucht werden, um mit den heute noch verfügbaren Mitteln eine langfristige Sicherung gerade der wertvollsten Baudenkmale zu erreichen. Diese Sicherung beansprucht große Aufwendungen, die für die Bauten lebenswichtig sind, aber meist unsichtbar bleiben. Das fördert nicht gerade ihren Rang bei der Festsetzung von Prioritäten. Solche Behauptungen bedürfen des Beweises.

Da sei als erstes an die makabre Rundfunksendung erinnert, in der vom Teileinsturz des Kölner Doms berichtet wurde. Das war ein Notschrei der Verantwortlichen, die sehen mußten, daß der Verfall schneller voranschritt als die Erneuerung, deren Tempo von unzureichenden Mitteln bestimmt war. Die Meldungen, die vor einiger Zeit über die Schäden an den Gewölben des Straßburger Münsters durch die Presse gingen, zeigen, daß die Lage der Denkmalpflege in Frankreich kaum günstiger zu sein scheint. Der romanische Dom in Osnabrück steckt heute, nur 25 Jahre nach der Beseitigung der Kriegsschäden, voller Risse, deren Bewegungen im Vierungsbereich laufend verfolgt werden müssen, um den Zeitpunkt abschätzen zu können, an dem die Gefahr eine Schließung des Bauwerks erfordert. Das berühmte romanische Westwerk des Domes zu Minden ist, wie das ganze Kirchenschiff, trotz der Nachkriegssicherung wieder in Bewegung. Bei der romanischen Klosterkirche St. Lorenz in Schöningen, dicht an der Grenze zur DDR, sind die Mittel schon während der statischen Sicherung so knapp geworden, daß die Bauzeit unerträglich gestreckt werden mußte, was große zusätzliche Kosten verursacht. St. Martin in Landshut ist durch eine Sicherung von oben her vor dem Einsturz bewahrt; wie jedoch der Fäulnis der Pfahlgründungen begegnet werden soll, die erst nach dem Kriege durch eine Isarregulierung verursacht wurde, ist ungewiß, weil die Kosten unerschwinglich erscheinen. Die Klosterkirche zu Dießen am Ammersee, eine

der wertvollsten Barockkirchen Oberbayerns, mußte jetzt wegen drohender Einsturzgefahr geschlossen werden. Diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen; doch die Beispiele dürften als Beweis dafür genügen, daß viele der wichtigsten historischen Bauwerke Not leiden.

## 2. Vorsorgeuntersuchungen sind unbedingt nötig.

Immer wieder lassen sich die Denkmalpfleger von den Feststellungen schwerster Schäden und drohender Gefahren überraschen, werden alle finanziellen Planungen durch unabsehbare Anforderungen für die Gefahrenabwehr überrollt, wobei, der gebotenen Eile wegen, manchmal aus Sicherheitsgründen auch des Guten zuviel anvisiert wird. Wenn eine gewisse Spitzengruppe der historischen Bauten einer Vorsorgeuntersuchung unterworfen würde mit dem Ziel, entstehende Gefahren rechtzeitig zu entdecken, erforderlichenfalls Ausgangsdaten für Beobachtungsmessungen zusammenzutragen und vor allem Grundlagen zu schaffen für eine umfassende Zeit- und Finanzierungsplanung, würden die dafür notwendigen Mittel im Vergleich zu den Kosten von Sicherungsmaßnahmen überhaupt nicht zu Buche schlagen, es würden sich im Gegenteil erhebliche Ersparnisse erzielen lassen, weil durch Prioritätensetzung genügend Planungsvorlauf zum Erarbeiten angemessener Lösungen zu gewinnen wäre.

Ein Teil dieser Vorsorgemaßnahmen wäre das Herstellen von genauen Bauzeichnungen. Es ist für den Laien kaum zu verstehen, daß von vielen wertvollen Bauten überhaupt keine brauchbaren Pläne vorhanden sind. Das Beurteilen der Sicherheit solcher Bauten wird durch das Fehlen von Zeichnungen, die auch Verformungen und Risse erkennen lassen, außerordentlich erschwert. Als Aufgabe von Hochschulen könnte die Vorsorgeuntersuchung auch die Möglichkeit zur Spezialausbildung interessierter Ingenieure bieten.

Als ein Beispiel dafür, wie nützlich eine Vorsorgeuntersuchung hätte sein können, sei die Katharinenkirche in Hamburg angeführt. Dort hat man an eine Neuausmalung der hohen gotischen Gewölbe gedacht und so nebenbei den Ingenieur befragt, ob von den notwendigen Gerüsten aus auch statische Maßnahmen durchgeführt werden müßten. Eine Überprüfung des in den dreißiger Jahren eingebauten Ankersystemes ergab dann, daß fast alle Anker bis zum Platzen überlastet waren und zum Teil durch Notmaßnahmen gesichert werden mußten. Nun ist von der Finanzlage her nicht mehr an ein Ausmalen zu denken, und die Gemeinde wird für geraume Zeit auf ihre Kirche verzichten müssen.

## 3. Die notwendige Lebensdauer von Sicherungskonstruktionen muß festgelegt werden.

Den Untersuchungen, konstruktiven Planungen und Wirtschaftlichkeitsvergleichen in der Denkmalpflege fehlt als Grundlage eine Übereinkunft, für welche Lebensdauer



1 STEINHAUSEN, Wallfahrtskirche: Der Blick in den Innenraum zeigt die Pfeilerstellung, den Umgang und die Hauptkuppel, die durch statische Schäden stark gefährdet war.

2 GEMAUERTE HAUPTKUPPEL von Steinhausen vor der statischen Sicherung. An der Oberseite treten die sich z.T. rasterförmig überschneidenden Rippen hervor. In der Bildmitte ist deutlich einer der Risse in der Gewölbenschale zu sehen, die durch Ausweichen des Kuppelfußes und Setzen des Kuppelscheitels entstanden waren und Schäden am Deckenbild zur Folge hatten.

1

Sicherungsmaßnahmen zu planen sind. Im Wohnungsbau ist man früher von 100 Jahren Lebensdauer ausgegangen, heute wird mit 50 oder im Industriebau gar mit 30 Jahren gerechnet, weil die Bauten dann technisch so überholt sind, daß sie wieder abgebrochen werden.

Würde man in der Denkmalpflege mit ähnlichen Zeiträumen rechnen, dann nähme die Zahl der historischen Bauten rapide ab. Es ist also eine größere Zeitspanne ins Auge zu fassen. Andererseits wissen wir, daß auch die besten Baumaßnahmen nur eine begrenzte Lebensdauer haben. Auf einen bestimmten Zeitraum sollte man sich bald einigen, vorgeschlagen werden 200 bis 300 Jahre. Davon sind viele wichtige Details direkt abhängig.

Wie dick muß zum Beispiel ein Kupferblech sein, wenn es so lange halten soll? Ist nicht vielleicht ein zwanzigfach zu wiederholender Rostschutzanstrich viel unwirtschaftlicher als eine sehr gute Verzinkung oder gar ein rostfreier Stahl? Wie dick muß die Betonüberdeckung der Bewehrung von Stahlbetonteilen sein, damit trotz Erosion der Oberfläche und Einbuße an Rostschutzwirkung durch Karbonatisierung diese Lebensdauer erreicht wird?

Wenn man bedenkt, daß Anstriche einschließlich der Hydrophobierung im Mittel 10 bis höchstens 15 Jahre Lebensdauer haben, und daß die Gerüste, die für die Wiederholung des Anstriches einer mittelgroßen gotischen Kirche notwendig sind, allein 300000 Mark kosten, und wenn man diese Kosten über 200 Jahre aufsummiert, dann wird klar, daß Langzeitüberlegungen bei der Planung von Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten eigentlich selbstverständlich sein sollten. Welche Materialien versprechen optimale Lebensdauer? Welche Gewerke können vom gleichen Gerüst aus ausgeführt werden? Welche Instandsetzungsmaßnahmen lassen sich bis zur nächsten Einrüstung zurückstellen? Leider denkt man heute in der Denkmalpflege an Langzeitunterhaltung noch viel zu wenig, und wenn, dann oft nicht koordinierend genug.

4. Die Planung der Sicherungskonstruktionen sollte von Prüfingenieuren für Baustatik überwacht werden, die mit den Besonderheiten der alten Konstruktionen vertraut sind.

Es ist ein Prinzip unseres Baurechtes, daß wegen des in jedem Bauwerk enthaltenen Risikos der Sicherheitsnach-

weis, geführt durch die statische Berechnung, und die Konstruktionspläne von einer vom Bauherrn und seinen Planern unabhängigen Instanz überprüft werden müssen. Die Prüfung erfolgt in der Regel durch ein Prüfamt oder einen Prüfingenieur für Baustatik, d. h. durch speziell ausgewählte bzw. zugelassene Ingenieure mit besonderer Fachkenntnis. Dieses Prinzip hat sich bewährt. Was für Neubauten, auch für einfache Mietshäuser, selbstverständlich ist, das scheint für die schwierigen bautechnischen Maßnahmen der Denkmalpflege durchaus nicht verbindlich zu sein. Viele Sicherungsplanungen werden überhaupt nicht geprüft. Und viele der Prüfer, die alle 10 Jahre einmal eine Planung für die Sicherung eines historischen Baues vorgelegt bekommen, können diese mangels Erfahrung nicht sachverständig prüfen. Die Ausbildung der Ingenieure gilt nahezu ausschließlich den Neubauproblemen. Bei den Fachbüchern, Normen und Richtlinien für das Bauen ist es ähnlich. Es gibt zuwenig Ingenieure und Prüfingenieure, die Erfahrungen mit den oft ganz ausgefallenen Problemen der historischen Bauten haben. Wenn diese Voraussetzung fehlt, kann es, als kleineres Übel, besser sein, auf die Prüfung ganz zu verzichten, als auf einen Prüfer zu stoßen, der beim Altbau die buchstabengetreue Einhaltung der Normen für Neubauten fordert und damit manchmal substanzerstörender wirkt als der vielzitierte Zahn der Zeit. Verzichtet man aber, aus welchen Gründen auch immer, auf eine sachgerechte Prüfung der Sicherungsplanungen für Baudenkmäler, dann setzt man ausgerechnet die wertvollsten Bauten verstärkt den Folgen menschlicher Irrtümer aus.

Es ist dringend notwendig, eine größere Zahl von Ingenieuren und Prüfingenieuren für Baustatik mit den

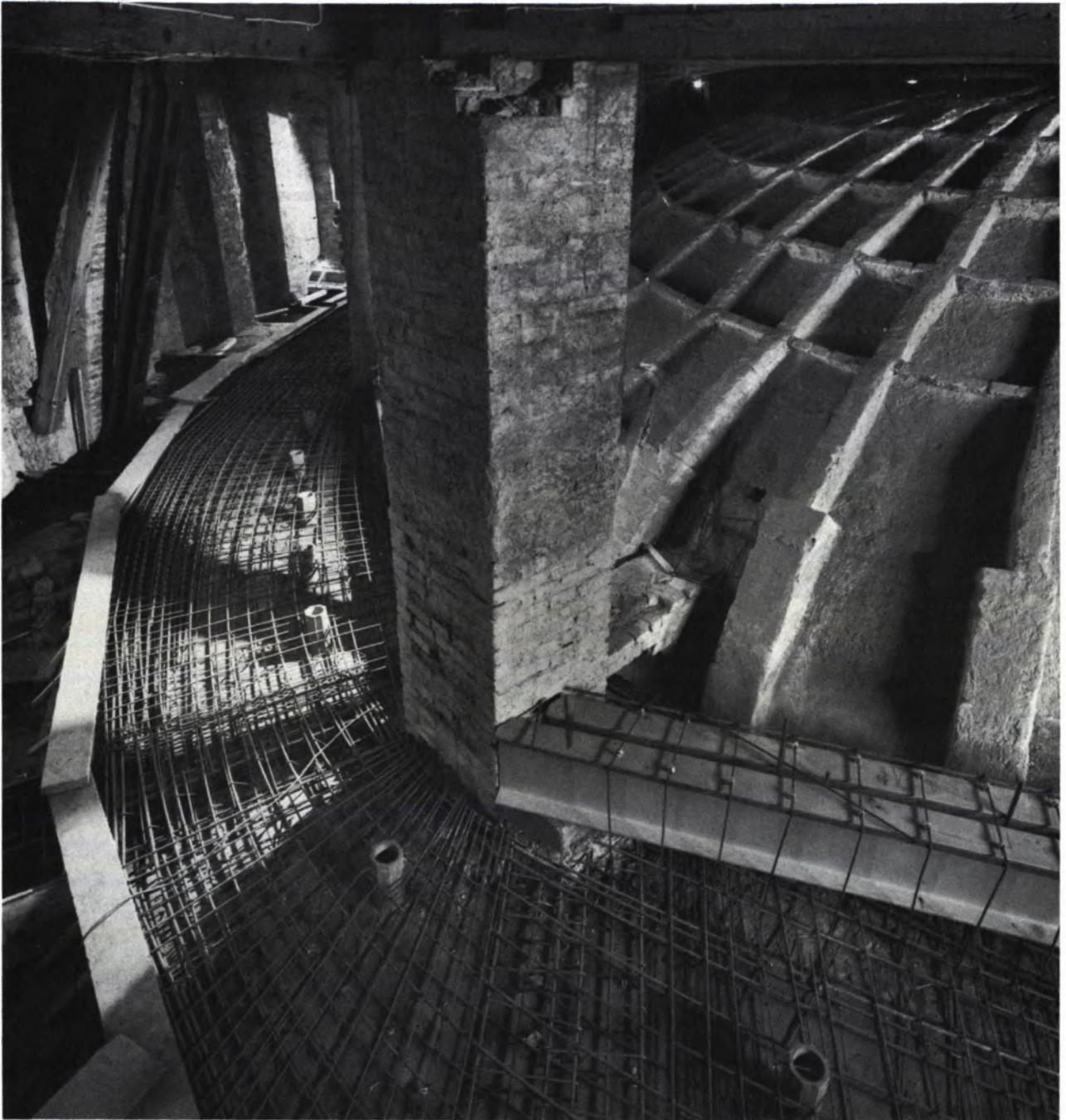
statisch-konstruktiven Problemen historischer Bauten vertraut zu machen. Die wenigen, die bislang über die notwendigen Spezialkenntnisse verfügen, brauchen Unterstützung bei ihrem Bemühen, ihr Wissen und ihre Erfahrungen an ihre Kollegen und an die Jüngeren weiterzugeben. Hier läßt sich mit Jahr für Jahr relativ geringem Einsatz von Zeit und Geld – für Fortbildungskurse, Fachtagungen, Lehraufträge, Vertiefungsstudium – langfristig ziemlich viel für den Erhalt der alten Bauwerke erreichen.

##### 5. Feuerschutz muß geplant und durchgesetzt werden.

Es ist bekannt, daß die größten Verluste an wertvollen historischen Bauten durch Feuer entstehen. Es sei nur an die drei großen historischen Klöster St. Blasien, Benediktbeuren und Kirchberg erinnert, die in den letzten drei Jahren durch Großbrände heimgesucht wurden. Trotz dieser Erfahrung ist vorbeugender Brandschutz in den meisten historischen Gebäuden fast unbekannt. Dabei wäre es möglich, spezielle und anpaßbare feuerschutztechnische Regeln für Baudenkmäler aufzustellen, durch die Feuerschutzbehörden durchsetzen zu lassen und von ihrer Erfüllung die Hergabe weiterer Mittel abhängig zu machen. Aktiver Feuerschutz ist in den historischen Bauten meist recht schwierig, weil man, wenn es erst einmal brennt, eigentlich immer nur die Wahl hat, ob man die Zerstörung ganz dem Feuer überlassen will, oder ob man das Feuer derart bekämpft, daß auch das Wasser seinen Anteil am Zerstörungswerk leisten kann. Sollte es nicht möglich sein, neuere Feuerschutzmethoden und Geräte – wie etwa die Halon-Schutzgas-Anlagen, die in den Großrechnern Werte beschützen, die nach 15 Jahren nur noch Schrottwert besitzen – auch für den Schutz unersetzlicher Werte der

2





3 ZUSTAND WÄHREND DER STATISCHEN SICHERUNGSRARBEITEN. Rechts die Hauptkuppel; der Mauerpfeiler in der Bildmitte steht über einem der Freipfeiler des Kirchenraumes. Zwischen den Pfeilern und außerhalb, oberhalb des Umgangs, ist die Armierung des Stahlbetonringankers zu sehen. Er wurde eingebracht, um die Kuppel am Fuß zusammenzuhalten und am weiteren Ausweichen zu hindern. Innerhalb der Armierung treten Röhren für die Lüftung aus.

Denkmalpflege zu entwickeln? Allerdings wird die Industrie solche Entwicklungsaufgaben nur übernehmen, wenn sie mit entsprechenden Aufträgen rechnen kann und wenn die Denkmalpflege sich sachlich und finanziell an der Entwicklung beteiligt.

6. Die Denkmalpflege benötigt spezielle Forschung auf bautechnischem Gebiet.

Forschung wird auf dem Gebiet der Denkmalpflege recht viel betrieben, aber sie umfaßt mehr die historischen Probleme oder sie ist Hausforschung, seltener schon werden Fragen der historischen Technik behandelt. Die Denkmalpflege hat es aber auch mit heutiger Technik zu tun, für sie sind spezielle bautechnische Probleme zu lösen, die für das Erhalten historischer Bausubstanz von großer Bedeutung

sind, sonst aber wenig interessieren. Die Denkmalpflege kann und muß hier nicht selbst forschen, aber sie muß solche Forschungen veranlassen und von ihrem Standpunkt aus beratend begleiten. Wie vielgestaltig und umfangreich die Probleme sind, soll wieder anhand von Beispielen gezeigt werden.

Eine der häufigsten Schadensursachen bei den historischen Bauten ist das Fehlen einer Isolierung gegen die aus den Fundamenten aufsteigende Feuchtigkeit. Oft entstehen daraus nur Schönheitsfehler, oder die Tapeten und das Raumklima leiden unter den feuchten Wänden, aber die Feuchtigkeit kann auch durch Auslaugung oder Frost zu schweren Zerstörungen führen. Mit Gegenmaßnahmen beschäftigt man sich schon des längeren, aber zu sporadisch, speziell, unsystematisch. Erzielt wurden nur sehr unbefrie-

digende Teilerfolge. Es ist bisher so gut wie unmöglich, eine absolute und dauerhafte Abspernung herbeizuführen. Es ist aber auch noch nie im Zusammenhang untersucht worden, welche Probleme dabei wirklich anstehen, geschweige denn sind für die verschiedenen Baugrund- und Bauwerksbedingungen die jeweils angemessensten Lösungswege in Sicht.

Eine ganz andere Problemkategorie stellen die Windlasten dar. Es ist einzusehen, daß aus dem Windangriff auf die hohen Kirchenschiffe große Beanspruchungen der Pfeiler und Wände entstehen. Tatsächlich kann man auch mit den besten Methoden der Statik oft nicht nachweisen, daß die Windlasten, wie sie nach unseren Normen anzusetzen sind, einen solchen Bau nicht gefährden. Das liegt viel weniger an den Methoden der Statik als an den normenmäßigen Annahmen über die Windlasten. Die Normen kennen nur Maximallasten, wie sie im langjährigen Mittel einmal im Jahr auftreten. Sie berücksichtigen nicht, ob die vorherrschende Windrichtung für den Bau gefährlich werden kann. Sie berücksichtigen auch nicht die Frage, ob die Windböen mit den extrem hohen Geschwindigkeiten eigentlich flächenmäßig ein ganzes Kirchendach erfassen können. Auch die Elastizität der Mauerwerkskonstruktionen kann zur Abminderung der Windbeanspruchung beitragen. Das alles sind Fragen, die es zu erforschen lohnt.

Durch den Überschallknall sind Schäden an historischen Bauten entstanden. Sie waren z. B. der Anlaß zur Sperrung der Klosterkirche in Neresheim. Dort brachten objektbezogene Untersuchungen ein Mehr an Klarheit für den speziellen Fall der Holzkuppeln mit Putz und Fresken. Die für Neresheim entwickelte Art der Wiederbefestigung

abgelösten Freskoputzes konnte inzwischen auch andernorts bei ähnlichen Konstruktionen mit Erfolg praktiziert werden. Die Frage aber, wie die schlagartig auftretende Last des Überschallknalls auf anders geartete historische Konstruktionen wirkt, ist durchaus noch offen.

Die Erosionsschäden an Natursteinen in der heutigen Atmosphäre sind ein weiteres Problem der Denkmalpflege. Die Möglichkeiten der Gegenwirkung sind bis jetzt erst selten wissenschaftlich untersucht. Die Zahl der angepriesenen Mittel ist erheblich und unter bestimmten Umständen werden etliche von ihnen auch wirksam sein. Aber über den Grad der Wirksamkeit und über die Frage, welche Mittel bei bestimmten Bauwerksbedingungen mehr oder weniger wirksam sind, herrscht noch ziemlich viel Unklarheit. Daß auch Beton erodiert, ist einsichtig. Wie schnell das geht und wie man diese Erosion beeinflussen kann, ist noch recht unbekannt.

Ein ganz aktuelles Problem sind Schäden, die dadurch entstanden sind, daß man bei Sicherungsarbeiten Zement in Mauerwerk injizierte, das mit Gipsmörtel hergestellt war. Aus Gips und Zement entsteht der „Zementbazillus“, das Ettringit, der das Mauerwerk auseinandersprengt, ohne daß eine Abhilfe möglich ist. Das war bereits seit langem bekannt. In Schleswig-Holstein und Hamburg wurden fast alle Großbauten, wie die Marienkirche in Lübeck oder der Dom Heinrichs des Löwen, mit dem Segeberger Kalk gebaut, der ein Gemisch aus Gips und Kalk ist, das man im Mittelalter mit so hohen Temperaturen brannte, daß der Kalk als Bindemittel aktiviert wurde. Durch die hohen Brenntemperaturen wurde die Aggressivität des Gipses so

4 ZUSTAND NACH FERTIGSTELLUNG DES RINGANKERS. Auf seiner Oberseite erkennt man die Lüftungslöcher. Links die Hauptkuppel; in der Bildachse hinten wieder einer der alten Mauerpfeiler; rechts die Übermauerung der Kirchenaußenwand.



vermindert, daß man einen Sonderzement, den hochsulfatbeständigen Zement, in den alten Mörtel mit gutem Erfolg in großem Maßstab injizieren konnte. Diese Erfahrungen auf niedersächsische Gipsbauten übertragen, die niedrig gebrannten Gips enthalten, führten zu schlimmen Mißfolgen, die heute den Bestand einer Reihe wertvoller Bauten bedrohen und die vor allem zur völligen Hilflosigkeit gegenüber den zahlreichen Schäden der Gipsbauten geführt haben. Wir glauben zwar jetzt, auch diese chemische Reaktion zu kennen, aber die Suche nach einem Ausweg ist eigentlich noch gar nicht aufgenommen.

Was bei den Steinen die Erosion ist, das ist bei den Metallen die Korrosion. Eisen „rostet“ sehr schnell, weil die Rostschicht abgestoßen wird und dadurch Wasser und Luft immer wieder an das Metall herankommen können. Der Abtrag beträgt im groben Mittel 0,1 mm/Jahr, und das ist so viel, daß Eisen und Stahl einen Schutz brauchen. Anstriche sind wiederum im Freien nur von ganz kurzer Lebensdauer, und auch im Inneren der Bauten halten sie kaum länger als 30 bis höchstens 50 Jahre. Widerstandsfähiger sind Verzinkungen, aber auch von einer Zinkschicht kann man nicht mehr als 30 Jahre Haltbarkeit im Freien erwarten. Über die Lebensdauer von Zink im Inneren von Gebäuden ist bisher so gut wie gar nichts bekannt. Trotzdem bauen wir verzinkte Teile häufig so ein, daß man sie kaum beobachten, geschweige denn pflegen kann. Das ist ein Problem, vor dem wir, weil es keine Forschung gibt, einfach die Augen verschließen.

Die grüne Patina des Kupfers ist auch nichts anderes als eine Korrosionsschicht, die aber fest haftet und das Metall vor weiteren Angriffen schützt. Leider ist auch die Patina nicht beständig, sondern wird vom Regenwasser langsam aufgelöst. Die Abtragungsgeschwindigkeit soll aber immerhin nur 0,005 mm/Jahr betragen, also ein Zwanzigstel der des Eisens. Aber solche Zahlen schreibt immer einer vom anderen ab. Wie schnell Kupfer in unserer heutigen Atmosphäre wirklich vergeht, weiß niemand. Das gleiche gilt für Blei, Messing, Bronze und Aluminium. Und doch können nur richtige Zahlen zu wirtschaftlichem Planen führen.

Die Verwendung von Kunststoff in der Denkmalpflege ist ein Kapitel für sich. In der Propaganda wird der Kunststoff als das beständigste Baumaterial dargestellt. In Wirklichkeit verliert er innerhalb von kurzer Zeit den größten Teil seiner Festigkeit und versprödet sehr schnell. Tragende Bauteile aus Kunststoff für normale Bauten erhalten keine Zulassungen für längere Zeiträume als 15 Jahre. Das zeigt, daß der Kunststoff in der Denkmalpflege für konstruktive Aufgaben meist unbrauchbar ist. Kunststoffe als Injektionen und in Putzschichten verändern außerdem durch ihre Dampfdichtigkeit die klimatischen Verhältnisse, so daß ihre Verwendung bei historischen Bauten auch nur mit größter Vorsicht möglich ist. Aber es gibt weder stichhaltige Beobachtungen noch theoretische Untersuchungen zur Erhärtung oder Korrektur der bisherigen Mutmaßungen. Die Anwendung von Kunststoff zur Reparatur von Holzschäden erscheint fragwürdig, da sie bisher nicht einmal die Zulassung für Bauten mit normaler Lebensdauer erhalten hat, geschweige denn irgendwelche Nachweise für Langzeitbewährung vorbringen kann. Trotzdem wird sie in der Denkmalpflege in zum Teil erheblichem Umfang verwendet.

Die großen tragenden Mauerwerksquerschnitte mittelalterlicher Bauten bestehen fast immer aus Schalenmauerwerk mit sehr schlechten Füllungen. Diese Bauteile spalten unter höheren Lasten auf, weil die Querkraftfestigkeit versagt. In solchen Fällen wird das schadhafte Mauerwerk „vernadelt“.

In Bohrlöcher, die quer durch die Wand hindurchgehen, werden Betonstähle eingelegt, dann wird in die Löcher Zement injiziert. Der Stahl hat die dem Mauerwerk fehlende Zugfestigkeit. Er wird durch den Zement mit dem Mauerwerk verbunden und hält die Schalen zusammen. Gleichzeitig wird der schlechte Kern des Mauerwerkes durch das Einfließen des Injektionszementes verbessert. Die Bauweise hat sich bewährt. Aber welche Festigkeit ein so vergütetes Mauerwerk aufweist bzw. wie dicht die Nadeln angeordnet werden müssen, um wirksam zu sein, das weiß bis jetzt niemand. Solche Bauteile einfach ohne Vernadlung mit Zement vollzupumpen, dürfte ziemlich sinnlos sein. Erste Versuche zu diesen Fragen, die schwierig und kostspielig sind, werden jetzt in Karlsruhe ausgeführt.

Werden zur Sicherung der alten Bauten große aktive Spannkraften notwendig, die über Anker in das Mauerwerk einzutragen sind, so entstehen ähnliche Probleme wie im Spannbetonbau. Wie stark kriecht das Mauerwerk und entzieht sich dadurch den stützenden Kräften? Wie wirken sich die jahreszeitlichen Temperaturänderungen auf die Ankerkräfte aus? Wie hoch darf man das Mauerwerk unter den Ankerplatten beanspruchen? Wie erfolgt die Lastausbreitung im Mauerwerk? Wieviel Auflast muß über den Ankern wirksam sein, damit das Mauerwerk nicht nach oben ausbricht? Wo überall sind zusätzliche Vernadelungen notwendig? Das alles sind Fragen, die durch eine andere in Karlsruhe jetzt abgeschlossene Arbeit erst zum Teil beantwortet werden können, die sich auf die Art und die Zuverlässigkeit der Sicherung aber entscheidend auswirken.

Der Ingenieur stößt also überall beim Entwerfen von Sicherungskonstruktionen auf Fragen, auf die es noch keine Antworten gibt. Da er die Verantwortung nicht nur für die momentane Sicherheit, sondern auch für die Dauerhaftigkeit der Sicherungsarbeiten zu übernehmen hat, muß er auf wissenschaftliche Untersuchung solcher Probleme dringen.

## 7. Folgerungen

Diese Ausführungen sollen zeigen, wie vielseitig und wichtig die Aufgaben des Ingenieurs in der Denkmalpflege sind. Für das Bearbeiten solcher Probleme fehlen den amtlichen Konservatoren die Voraussetzungen. Auch nur ganz wenige Architekten verfügen über die notwendigen Kenntnisse, um solche Aufgaben übernehmen zu können. In dem Team, das für die praktischen Aufgaben der Denkmalpflege notwendig ist, muß der Ingenieur neben dem Kunsthistoriker und dem Architekten seinen festen Platz haben. Aus seiner besonderen Verantwortung heraus muß er darauf dringen, nicht erst immer dann gerufen zu werden, wenn einem Bauwerk schon Gefahren drohen. Der Ingenieur muß in denkmalpflegerische Vorausschau und Planung einbezogen werden, und er braucht zur Erfüllung seiner Aufgaben eine intensive, eigene Forschung und Lehre sowie einen Ablauf und eine sachgerechte Überprüfung der Bauplanung und Bauausführung, die mindestens die gleiche Sicherheit vor Fehlern und menschlichen Irrtümern gewährleisten wie bei Neubauvorhaben. Von allem sind wir heute noch weit entfernt.

*Professor Dr.-Ing., Dr.-Ing. E. h. Klaus Pieper  
Ginsterweg 13  
3300 Braunschweig*

*Professor Dr.-Ing. Fritz Wenzel  
Reinhold-Schneider-Straße 100  
7500 Karlsruhe 51*



## Neue Nutzung für einen Kirchenbau gesucht

Die einstige Pfarrkirche in Staig (Gde. Weinstetten, Alb-Donau-Kreis), wenige Kilometer südlich von Ulm gelegen, steht seit dem Bau einer neuen Kirche 1974 leer. Sie wurde bereits im Heft 3/1976 dieser Zeitschrift vorgestellt. Damals plädierte der Denkmalrat des Regierungsbezirks Tübingen für den Denkmalwert dieses Gebäudes, das 1869 unter Einbeziehung des älteren Kirchturms vom württembergischen Oberbaurat Georg von Morlok errichtet worden war. Um die weitere Erhaltung des Bauwerks sicherzustellen, dessen Bedeutung weit über die ehemalige kulturelle Funktion hinausgeht, wendet sich das Landesdenkmalamt

an die Öffentlichkeit mit dem Ziel, eine neue Nutzung und einen aufgeschlossenen Träger zu finden. Andernorts erhielten derartige Räume bereits neue Funktionen als Galerie, Künstler- und Handwerker-Werkstätten, Büro, Lager, Bibliothek, Vereinstreffpunkt.

Der derzeitige Eigentümer ist u. U. bereit, das inzwischen zum Teil leerräumte Kirchengebäude unentgeltlich abzugeben. Interessenten werden gebeten, sich mit der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes, Schönbuchstr. 50, 7400 Tübingen-Bebenhausen, Tel. (07071) 66011, in Verbindung zu setzen.

*H. Krins*

## Personalia



### Eberhard Grunsky

Referent für Inventarisierung

1941 in Berlin geboren, verbrachte Eberhard Grunsky seine Schulzeit in Trossingen, Rottweil, Mainz und Würzburg. Nach dem Abitur 1961 und nach Absolvierung der Wehrpflicht studierte er an den Uni-

versitäten Würzburg, Bonn und Tübingen Kunstgeschichte, Geschichte und Archäologie. Mit einer Arbeit über doppelgeschossige Johanniterkirchen und verwandte Bauten aus dem Bereich mittelalterlicher Spitalarchitektur promovierte er 1969 bei Professor Günter Bandmann in Tübingen. Anschließend übernahm er für die Neuedition des Dehio-Handbuches deutscher Kunstdenkmäler, Band Bremen und Niedersachsen, die Bearbeitung des Verwaltungsbezirkes Braunschweig. Von 1971 bis 1978 war Grunsky beim Landesdenkmalamt Rheinland als Gebietsreferent tätig. Akute denkmalpflegerische Problemfälle in einigen Großstädten an der dort oft zitierten Rheinschiene führten zu einer etwas intensiveren Beschäftigung mit Einzelfragen zur Geschichte der Profanarchitektur des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts. Im Sommer 1978 wechselte Eberhard Grunsky zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen. Hier wurde ihm als Gebietsreferent die Bearbeitung der Kreise Biberach und Ravensburg übertragen. Im Frühjahr 1980 schließlich wurde er nach Stuttgart versetzt, um innerhalb der neu gebildeten Abteilung III die Leitung des Referates für Inventarisierung zu über-

nehmen. Aufgabe des Referates ist es, neben der Publikation bereits abgeschlossener, ausführlicher wissenschaftlicher Bestandsaufnahmen für einzelne Kreise („klassische Inventare“), alle Objekte in Listen zu erfassen, die nach den Kriterien des Denkmalschutzgesetzes als Kulturdenkmale einzustufen sind. Dadurch soll erstmals in einem überschaubaren Zeitraum zur Information von Eigentümern, Behörden, Architekten, Planern und der interessierten Öffentlichkeit ein Überblick über den gesamten Denkmalbestand des Landes gegeben werden. Das dabei angesammelte, höchst umfangreiche Material wird künftig bei weiterer systematischer Auswertung eine breite und solide Grundlage zu wieder intensivierter Denkmalforschung bilden. Neben der Listenfassung der Einzeldenkmale wird ein Atlas historischer Ortskerne vorbereitet, der eine große Zahl von Städten und Dörfern in ihrer städtebaulich-geschichtlichen Entwicklung als Einheiten analysierend darstellt. Der Atlas dient in erster Linie dem Überblick über den Bestand an Gesamtanlagen und der Vorbereitung von Rechtsverordnungen durch die höheren Denkmalschutzbehörden zum wirksamen Schutz dieser Gesamtanlagen.

# Mitteilungen

## Buchbesprechungen

**Hans Koepf: Baudenkmale in Baden-Württemberg.** Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart Berlin Köln Mainz 1979. 176 Seiten.

Das sehr ansprechend gestaltete Buch stellt auf 64 ganzseitigen Bildtafeln in vorzüglichen Fotos, darunter 24 Farbaufnahmen, und in 25 Zeichnungen eine Blütenlese von 73 architekturgeschichtlichen Kostbarkeiten des Landes Baden-Württemberg vor. Auf 60 Textseiten bemüht sich der Verfasser, neben den abgebildeten Objekten noch etwa 180 bis 190 weitere Bauten in einer chronologisch nach Stilperioden geordneten Darstellung zu präsentieren. Erläuterungen architektonischer Fachausdrücke ergänzen den Text.

Bei der gedrängten Fülle des Stoffes müssen die Ausführungen über die Einzelbeispiele notgedrungen äußerst knapp sein. Wenn Hauptwerke der deutschen Architekturgeschichte in wenigen Zeilen abgehandelt werden, sind genauere Angaben zur Entstehungsgeschichte oder historische Analysen des Bestandes nicht möglich. Bei vielen Bauten verzichtet der Verfasser konsequent auf jeden Datierungshinweis. Exemplarisch ist die Passage über das Münster in Konstanz, die deshalb vollständig zitiert werden soll: „Der schwäbische Bischofsdom von Konstanz wurde bereits um 600 gegründet, auf dessen früheste Bauperioden aber nur noch die urtümliche Krypta zurückgeht. Der im Kern noch heute existierende Bau, eine Säulenbasilika mit Querhaus und gerade geschlossenem Chor wurde im Laufe der Zeit immer wieder umgestaltet und bereichert, wodurch vor allem die Westfassade kaum mehr erkennen läßt, wie einst die äußere Erscheinung dieses Bauwerks gedacht war. Immerhin läßt die imponierende Reihe der Langhaussäulen mit ihren markanten achtseitigen Würfelkapitellen noch etwas vom Adel der Formen ahnen, der einst dieses Bauwerk ausgezeichnet hat“ (S. 9). Georg Dehios Geschichte der deutschen Kunst (4. Aufl. Berlin und Leipzig 1930, Bd. 1, S. 103) zeigt, daß bei gleicher Kürze wesentlich mehr an architekturgeschichtlichen Kenntnissen vermittelt werden kann. Bei Dehio erfährt der Leser, daß der Konstanzer Dom ab 1052 gebaut wurde, daß die Kirche im Zusammenhang mit anderen

deutschen Großbauten aus salischer Zeit gesehen werden muß, daß durch den Bauherren, Bischof Rumold, Beziehungen zu Goslar bestanden haben, deren formale Konsequenzen u. a. an den Kapitellen der Langhausstützen abzulesen sind, und daß vom Konstanzer Dom Auswirkungen auf die Säulenbasiliken in Petershausen, Stein am Rhein und Schaffhausen zu beobachten sind. Der „Geist der frühen Zeit“, den nach Koepf (S. 9) die Kirche von Reichenau-Oberzell „atmet“, kennzeichnet die Bedeutung des Baues allzu vage. Es fehlt jeder Hinweis darauf, daß die Kirche von Oberzell das einzige Beispiel ist, das „uns anschaulich noch einen Gesamteindruck von der Ausmalung eines Sakralraumes in der Zeit vor der Jahrtausendwende zu vermitteln vermag“ (Hans Jantzen, *Ottotonische Kunst*, Hamburg 1959, S. 61). Nur bei wenigen Objekten, die in dem Buch genannt sind, werden präzisierende Hinweise zur Entstehungsgeschichte oder zur architekturgeschichtlichen Einordnung nicht vermisst. Zumindest Anhaltspunkte zur Datierung der Einzelbeispiele sind auch von einem kursorischen Überblick zu erwarten. Publikationen wie die „Blauen Bücher“ oder die Reihe „Deutsche Lande deutsche Kunst“ beweisen seit vielen Jahrzehnten, wie reich bebilderte Bücher mit kurzen Texten einem breiten Publikum kunsthistorische Entwicklungen verständlich machen können, und wie gleichzeitig eine erstaunliche Fülle von Detailinformationen mitgeteilt werden kann.

Einige vom Verfasser oft verwendete sprachliche Formeln sind kaum dazu geeignet, beim Leser besseres Verständnis für die Bauten zu wecken. Krypten kennzeichnet Koepf bevorzugt als „mysteriös“ (Denkendorf, Unterregenbach) oder als „urtümlich“ (Konstanz, Reichenau-Oberzell, Wölchingen). Beispiele romanischer Architektur als „originell“ oder „höchst originell“ einzustufen, ist durch häufige, allein auf S. 36 dreimalige Wiederholung sprachlich unbefriedigend und inhaltlich fragwürdig. Der Begriff des Originellen als Ergebnis des Schöpferischen ist zum Verständnis mittelalterlicher Kunst kein angemessenes Kriterium, wie die kunsthistorische Forschung der letzten Jahrzehnte in vielen Untersuchungen gezeigt hat (siehe besonders die grundlegende Arbeit von Günter Bandmann, *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger*, Berlin 1951).

Auch der moderne Begriff „städtebauliche Akzentuierung“, die nach Koepf ausschlaggebend war für die formale Differenzierung der Chorflankentürme der Stiftskirche in Ellwangen (S. 18), war dem hohen Mittelalter völlig fremd. Die Entstehung gotischer Hallenkirchen wird sehr simpel, ohne auf ältere Bauten gleichen Raumtyps hinzuweisen, als gleichsam natürlicher Wachstumsprozeß vorgestellt: „Bereits beim Freiburger Münster und bei der Reutlinger Marienkirche waren die Seitenschiffe in der Breite beträchtlich ausgeweitet. Die nächste Folge war, daß die Seitenschiffe auch in der Höhe dem Mittelschiff angepaßt wurden. So entstand die Hallenkirche . . .“ (S. 52). Despektierlich flotte Formulierungen wie aus dem Repertoire von routinierten Fremdenführern tragen wohl kaum dazu bei, die Bauten in ihrem jeweiligen historischen Kontext verständlich zu machen. So schreibt etwa Koepf zu dem 1606 datierten unteren Portal des Tübinger Schlosses: „Daß der feudale Eingang gut bewacht war, beweisen zwei martialische Landsknechtsgestalten, von denen der eine mit einer Muskete auf den Eintretenden zielt, während der zweite sein Schwert zum Willkomm auf den Besucher niedersausen läßt: Wahrlich kein sehr höflicher Empfang!“ (S. 92).

Rückblickende Kunstkritik zu üben, war dem Verfasser offensichtlich wichtiger, als architekturgeschichtliche Kenntnisse zu vermitteln. Seine interpretierende Wahrnehmung entrückt die Bauten ihrer historischen Zusammenhänge. Durch persönliche Geschmacksurteile erhält das Buch eine ausgeprägt individuelle Note. Die bisweilen recht eigenwilligen Wertungen können nicht in den Verdacht geraten, sich nur auf konventionellen, gut gebahnten Wegen wissenschaftlich gesicherter Kenntnis zu bewegen. Mit Lob und Tadel für Bauten aller Epochen wird nicht geizt: Dem gotischen Chor der Schorndorfer Stadtpfarrkirche wird großzügig attestiert, daß die Übertragung des Systems von der Heilig-Kreuz-Kirche in Schwäbisch Gmünd „nicht einmal schlecht gelang“ (S. 58). Die barockisierte romanische Klosterkirche in Bad Schussenried dagegen wird schlicht „unbedeutend“ genannt (S. 150). Die Schloßkapelle von Liebenstein sei eine „kuriose Schöpfung“, bei der „die Diskrepanz zwischen Wollen und Können“ des Baumeisters „so groß war, daß seine Lei-

stung am Ende skurrile Züge annahm“ (S. 108). Schloß Bruchsal wird als „etwas unförmiger Baukörper“ beschrieben (S. 114). Die Stuttgarter Jubiläumssäule von 1842 nennt Koepf „etwas fragwürdig“, dem Schloßplatz „aufgepfropft“ (S. 156). Der spätgotische Stiftschor der Schloßkirche in Pforzheim verbinde sich in seiner äußeren Erscheinung mit dem älteren Bestand „unorganisch“, wirke aber im Inneren „gar nicht schlecht“ (S. 44). Die zitierten positiven Bewertungen machen den Rezensenten ratlos: Sind sie als gönnerhafte Anerkennung mit abfälligem Unterton zu verstehen, oder dringt hier der im Lob äußerst karge, zurückhaltende schwäbische Sprachgebrauch durch, bei dem Einstufungen als „schon recht“ oder „nicht schlecht“ für Landesfremde etwa mit „hervorragend“ zu übersetzen sind?

Durch bereitwillige Anpassung an gängige Wertmaßstäbe ist das Urteil des Verfassers gewiß nicht geprägt: Trotz der Forschungsergebnisse der letzten zwanzig Jahre hält er konsequent und unbeirrt an seiner Abneigung gegen den Historismus des 19. Jahrhunderts fest, den er abschätzig als „Ära der Stilimitation“ kennzeichnet. Koepfs Vorwurf gegen die Stuttgarter Weißenhofsiedlung von 1927, sie sei „kein bodenständiges Ensemble . . . , was man bei einer ‚Siedlung‘ . . . hätte erwarten dürfen“ (S. 166), greift die zeitgenössische konservative Polemik gegen die internationale Avantgarde des Neuen Bauens nach über fünfzig Jahren wieder auf, ohne den epochalen Rang des Ensembles auch nur anzudeuten. Unabhängig von Fragen des Geschmacks oder von ideologischen Fixierungen ist als historisches Faktum festzustellen: „Der Einfluß der Siedlung auf die zeitgenössische Architektur in der ganzen Welt war außerordentlich stark“ (Dennis Sharp, *Architektur im zwanzigsten Jahrhundert*, München 1973, S. 62).

Die bisweilen verwirrende Anwendung von Stilbegriffen läßt sich am Beispiel des „Nachklassizismus“ deutlich machen. In dem „Klassizistische und nachklassizistische Bauten“ überschriebenen Kapitel (S. 153–159), das Beispiele aus dem späten 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorstellt, fehlt jede Andeutung, wodurch sich Klassizismus und Nachklassizismus unterscheiden und welche Objekte als nachklassizistisch einzuordnen sind. Der Hinweis auf die „nachklassizistische Ära der Stilimitation“ (S. 156) trägt nichts zur Klärung bei, da dem Historismus ein eigenes Kapitel gewidmet ist, das zeigt, daß der Verfasser Nachklassizismus nicht mit Historismus identifiziert. In dem abschließenden Kapitel „Von 1900 bis zum Zweiten Weltkrieg“ begegnet wieder der Begriff Nachklassizismus: Hermann Billings Bauten könne man als „nach- oder neoklassizistisch“ einordnen (S. 163), „nachklassizistisch“ seien auch die Stuttgarter Theatergebäude vom Max Littmann (S. 164). In erstaunlicher Unterscheidung dazu werden die Arbeiten der Karlsruher Architekten Curjel & Moser einer „spät-klassizistischen Strömung“ zugeordnet (S. 163).

Sachliche Fehler in Details deuten an, daß dem Verfasser nicht alle von ihm vorgestellten Bauten gut vertraut sind. Das heutige Rathaus in Riedlingen etwa wird als eines der „Musterbeispiele von noch aus dem Mittelalter stammenden Fachwerkrathäusern“ erwähnt (S. 80), obwohl die Umfassungswände aus massivem Mauerwerk bestehen, und obwohl das Gebäude nicht als Rathaus, sondern als Kornhaus errichtet wurde (siehe: *Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg*, Kreis Riedlingen, bearbeitet von W. v. Matthey und H. Klaiber, Stuttgart und Berlin 1936, S. 30). Wenn Aufnahmen von längst überholten Bauzuständen abgebildet werden, wie etwa die Innenansicht des Münsters von Reichenau-Mittelzell (S. 11), sollte wenigstens angedeutet werden, daß inzwischen wesentliche Veränderungen durchgeführt wurden.

Der Anhang mit Erläuterungen architektonischer Fachausdrücke ist für den nicht fachkundigen Leser ohne Zweifel hilfreich zum Verständnis des Textes. Freilich hätte auch dieser Teil des Buches durch größere Sorgfalt wesentlich verbessert werden können. Zum Beispiel wird weder unter dem Stichwort Säule noch unter dem Stichwort Kapitell auf die klassischen Säulenordnungen hingewiesen. Ihre Kenntnis wird anscheinend als bekannt vorausgesetzt. Das ist deshalb überraschend, weil in dem Verzeichnis geläufige Begriffe wie Kamin („offene Feuerstelle“) oder Treppe („Verbindungselement zwischen zwei übereinanderliegenden Ebenen“) erklärt werden. Ein Pilaster ist nach Koepfs Erläuterungen ein „der Wand vorgelagerter Pfeiler von geringer Stärke“ und ein Wandpfeiler ist ein „mit der Wand verbundener Pfeiler“ – demnach würde sich der Pilaster vom Wandpfeiler nur durch seine geringere Stärke unterscheiden. Durch die Definition des Begriffes Doppelpilaster („zwei nebeneinander liegende Wandpfeiler“) werden Pilaster und Wandpfeiler gleichgesetzt. Daß der Wandpfeiler erst durch die Ausstattung mit Basis und Kapitell zum Pilaster wird, wie es in dem altertümlichen Synonym Flachsäule deutlich zum Ausdruck kommt, wird von Koepf übergangen. Ob ein so kompliziertes, in seiner Bedeutung vielschichtiges Baukörper- und Raumgefüge wie das Westwerk mit der kurzen Bemerkung, es sei ein „Raumschacht mit Emporen und Treppentürmen in der Romanik“, auch nur andeutungsweise verständlich gemacht wird, darf wohl bezweifelt werden. Koepfs Definition des Zentralbaues als „um einen Mittelpunkt gruppiertes Bauwerk, dessen Innenraum ein Zentralraum ist“ reizt dazu, die Erläuterung des Begriffes Basilika analog folgendermaßen knapp zu formulieren: längsgerichteter Bau mit basilikalem Querschnitt.

Aus der Einsicht, daß die Geschichte der Architektur auf dem Gebiet der modernen politischen Einheit Baden-Württemberg nicht in einem homogenen Überblick zusammengefaßt werden kann, da die einzelnen Landesteile sehr unterschiedliche historische Entwicklungen hatten, wird im

Titel der Akzent auf die Einzelbeispiele, nicht auf eine kontinuierliche Gesamtentwicklung gelegt. Die Formulierung „Baudenkmale in Baden-Württemberg“ ist in enger Anlehnung an die traditionsreichen kunsttopographischen Publikationsreihen der deutschen Denkmälerinventarisierung gewählt. Weitere Gemeinsamkeiten mit diesen, von den Denkmalämtern meist unter dem Titel „Bau- und Kunstdenkmale in . . .“ veröffentlichten Grundlagenforschungen bestehen nicht. Koepfs Buch ist durch seinen Titel dazu geeignet, das weitverbreitete Vorurteil zu bekräftigen, eine sehr kleine Elite „wirklicher“ Baudenkmale beweise die Überlegenheit des Denkmalbegriffes, an dem sich die denkmalpflegerische Praxis auf der Grundlage des Denkmalschutzgesetzes orientiert. Auch dem fatalen Irrtum, Architekturgeschichte sei Architekturkritik, die sich auf historische Bauten bezieht, und das Erkennen von Denkmalwerten sei eine Sache des guten Geschmacks, wird durch Koepfs Publikation Vorschub geleistet.

Eberhard Grunsky

#### Neuerscheinungen zum Thema Festungsbau der Neuzeit

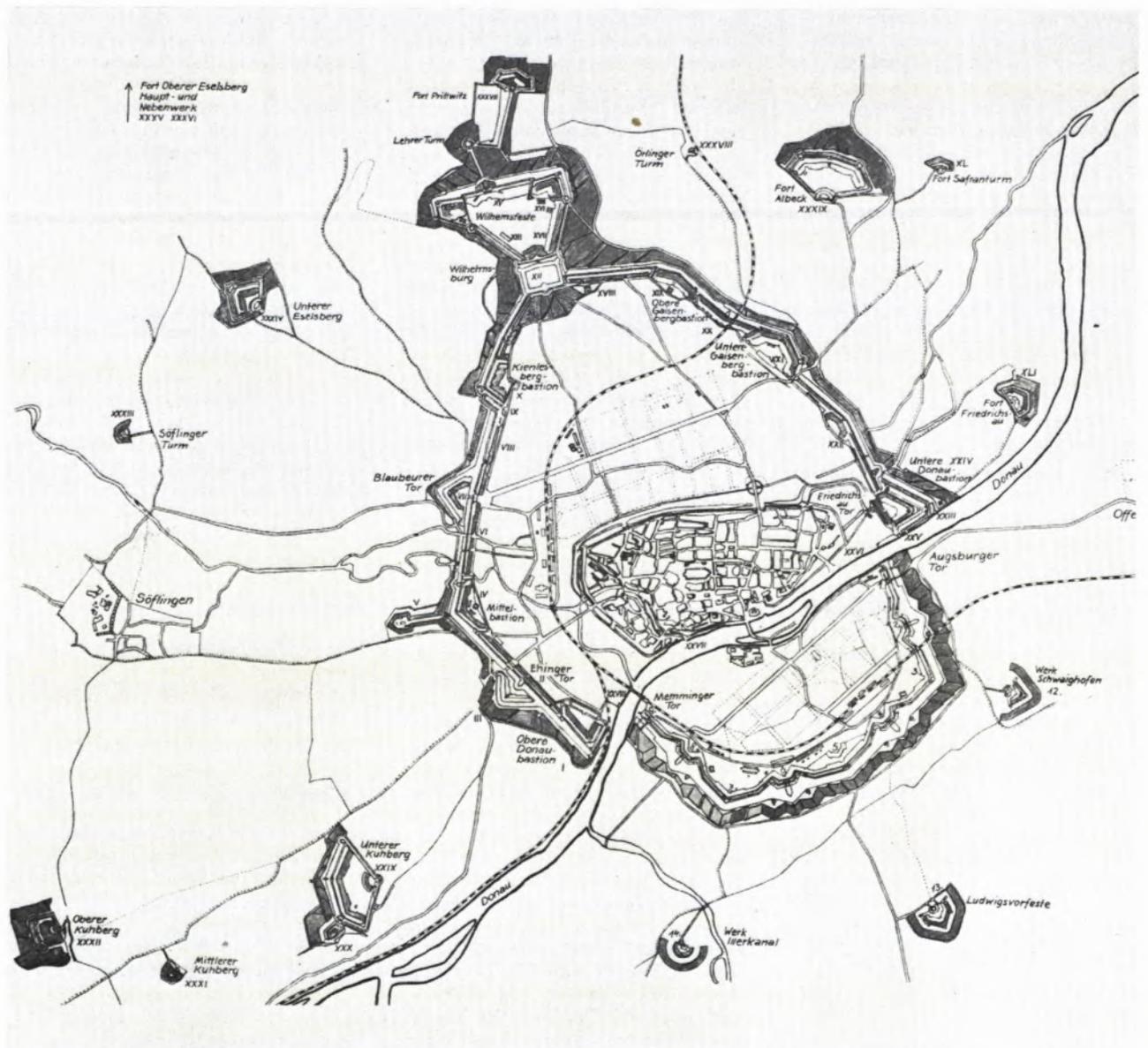
*Glossarium Artis, Bd. 7: Festungen. Der Wehrbau nach Einführung der Feuerwaffen.* Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1979.

*Christoph Hackelsberger: Das k. k. österreichische Festungsviereck in Lombardo-Venetien. Ein Beitrag zur Wiederentdeckung der Zweckarchitektur des 19. Jahrhunderts.* Deutscher Kunstverlag, München 1980.

*Otmar Schöffelen: Die Bundesfestung Ulm und ihre Geschichte. Europas größte Festungsanlage.* Vaas Verlag, Ulm 1980.

Wer sich mit dem Wehrbau und seiner Geschichte befaßt, wird rasch feststellen, daß die Einführung der Feuerwaffen an der Schwelle zur Neuzeit in mehrfacher Hinsicht einen Wendepunkt markiert. Aber so offenkundig und allgemein bekannt der Wandel der Festungsformen aufgrund dieser waffentechnischen Entwicklung auch ist, für die historische Forschung, die Bestandsaufnahme oder gar den Gedanken der Erhaltung und des Schutzes scheint er eine geradezu magische Schwelle zu bilden. Ganz im Gegensatz zum mittelalterlichen Burgenbau oder den mittelalterlichen Stadtbefestigungen erfreuen sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – neuzeitliche Festungsbauten nicht der allgemeinen oder wissenschaftlichen Wertschätzung. Erst Wehrbauten der jüngsten Vergangenheit haben unter dem Stichwort „Bunkerarchäologie“ wieder breitere Aufmerksamkeit gefunden.

Einige Publikationen der letzten Jahre zeigen aber an, daß diese offenkundige Voreingenommenheit gegenüber einem wichtigen Kapitel der neueren Architekturgeschichte allmählich überwunden wird. Hinzuweisen ist zunächst auf den 7. Band des „*Glossarium Artis*“, der das sehr spe-



LAGEPLAN DER BUNDESFESTUNG ULM UM 1870.

zielle Vokabularium dieses Fachgebiets dreisprachig, englisch, französisch und deutsch erschließt. Dabei wird jedoch mehr geleistet, als ein schlichtes Wörterbuch dies vermag. Vielmehr führt die systematische Gliederung der Begriffe ebenso gründlich in das Fachgebiet selbst ein, da von den Großformen der Systeme und Typen ausgegangen wird, und anschließend schrittweise die Oberbegriffe aufgefächert werden bis hin zu den einzelnen Bestandteilen des Festungsprofils. Dabei erleichtern die beigefügten Abbildungen und eigens für diesen Band hergestellten Zeichnungen das Verständnis ungemein.

Begriffe zur Taktik, zur Feuerleitung und zum Kriegswesen ergänzen diese Kapitel in sinnvoller Weise. Indizes in allen drei Sprachen fehlen ebensowenig wie ein Literaturverzeichnis. Für den Wissenschaftler und Denkmalpfleger, aber auch für den interessierten Laien, wird dieser Band damit zu einem unentbehrlichen Handbuch, das den Zugang zu einem bisher nur wenigen

Kennern vertrauten, fast abseitigen Fachgebiet schnell und zuverlässig eröffnet.

„Die vorliegende Arbeit entstand aus dem Versuch, ein kaum mehr zugängliches Phänomen der Baugeschichte, den Festungsbau des 19. Jahrhunderts, dessen Zeugnisse im Verschwinden begriffen sind, nach historischen, technischen, ästhetischen und militärischen Kriterien zu erforschen, zu beschreiben und zu bewerten“ – so leitet *Christoph Hackelsberger* sein Buch ein, auf das hier als zweites hingewiesen werden soll. Das zwischen Verona, Peschiera, Mantua und Legnago gelegene „*österreichische Festungsviereck*“ mit seinen zwischen 1830 und 1866 entstandenen Bauten dient ihm als Beispiel. Diese Festungen errichtete das Kaiserreich nach dem Wiener Kongreß zur Sicherung seiner Gebiete in Oberitalien und zur Bekämpfung nationalitalienischer Bewegungen. Sie waren zum Teil in den Revolutionsjahren 1848/49 und im Krieg 1866 umkämpft und gingen im gleichen Jahr an Italien über.

Sucht man nach einem Leittyp dieser Festungen, so ist es das sogenannte deta-chierte Fort, d. h. das kleinere vorgeschobene und selbständige Befestigungswerk. Es bildet den Hauptbestandteil der in Text und Bild ausführlich behandelten Beispiele. Allein Verona besaß über zwanzig derartige Festungswerke, deren Ausbildung im einzelnen entsprechend der jeweiligen topografischen Situation oder besonderer fortifikatorischer Vorstellungen sehr unterschiedlich war. Abgesehen von dieser allein schon bemerkenswerten Vielfalt in Grund- und Aufriß überrascht auch die formale architektonische und die handwerkliche Ausbildung. Kalksteinquader, sei es in Lagerschichten oder in polygonalem Verband, oft in Verbindung mit sorgfältig bearbeiteten Großquadern zur Rahmung der Öffnungen oder auch Ziegel dienten als Baumaterial. Die in die großflächigen Mauerwerkswände der mächtigen, oft gerundeten Bauformen eingeschnittenen wenigen kleinen Öffnungen mit ihrer großen Laibungstiefe und oft

variieren oberen Abschlüssen ergeben eine Gesamtwirkung von großem ästhetischem Reiz. Um die Verdeutlichung dieser „gestalthaften Überhöhung“ (S. 9) der Festungsarchitektur geht es dem Verfasser vor allem. Sie gelingt ihm mit Hilfe des reichen Abbildungsmaterials, das neben einer Fülle historischer Pläne auch Fotos des heutigen Zustands (eigene Aufnahmen des Autors) und einige historische Fotos der Zeit um 1866 ausbreitet. Es ist dies die für lange Zeit letzte Phase des Militärbaues, die einen derartigen architektonischen Anspruch stellt. Schon die letzten, 1866 entstandenen, Werke des Veroneser Außengürtels verzichten auf Mauerwerk und gehen zur reinen Erdbauweise über.

Zu vermissen sind in der Publikation allenfalls Luftaufnahmen, ohne die eine bildhafte Vorstellung der Gesamtanlagen nicht zu erreichen ist, und vereinzelt deutlichere Lagepläne. Die beigegebene Karte für den Festungsbereich Verona läßt eine Lokalisierung der einzelnen Werke kaum zu. Der Band wird ergänzt durch Darstellungen der politischen Verhältnisse im behandelten Zeitraum sowie der taktischen und waffentechnischen Entwicklungen. In einem Ausblick skizziert der Verfasser die weitere Entwicklung bis hin zur Gegenwart, für die er eine Wiedergeburt des Festungsbauwerks aufgrund des notwendigen Schutzes öffentlicher Bauten vor terroristischen Anschlägen nicht ausschließen möchte.

1860 arbeiteten an vier Werken des neuen Befestigungsgürtels von Verona 13 000 Arbeiter. Maximal 8000 Arbeiter waren gleichzeitig an der *Ulmer Bundesfestung* tätig, die *Otmar Schäußfelden* erstmalig in ihrem Gesamtbestand publiziert. Die Ausstattung des Bandes ist außergewöhnlich gut. Neben vielen historischen Schwarzweißfotos werden alte Pläne und der heutige Bestand – darunter auch mit einigen Luftbildern – ausschließlich farblich nach eigenen Aufnahmen des Verfassers wiedergegeben. Allerdings fehlt der von Christoph Hackelsberger für das österreichische Festungsviereck erarbeitete wissenschaftliche Nachweis mit Quellenbelegen und Literaturnachweisen völlig. Das beigegebene Literaturverzeichnis ist unvollständig. So kann der Band wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen.

Um so größer ist allerdings der allgemeine informative Wert. Sollte es je noch oder wieder Zweifel an der Bedeutung dieser Festung und Bedenken gegen ihren Schutz geben – vor der Überzeugungskraft des hier vereinigten Materials müßten sie verstummen. „Dieses Buch soll dazu beitragen, die Bundesfestung als einmaligen historischen und baulichen Akzent, als bedeutendsten Teil der Stadt Ulm kennenzulernen.“ So sieht der Autor selbst den Sinn seiner Publikation. Darüber hinaus möchte er den Leser zum Besuch der Festungsanlagen anregen und fügt bei der Beschreibung der einzelnen Festungswerke entsprechende Hinweise zur leichteren

Auffindung bei. Wie ernst es dem Verfasser um die Aktivierung der Öffentlichkeit für die Bundesfestung ist, zeigt sich auch darin, daß er als Vorsitzender des Förderkreises Bundesfestung Ulm selbst zahlreiche Führungen veranstaltet und auch mit der Freilegung des Forts Oberer Kuhberg vom Baumbewuchs einen wichtigen Beitrag zur besseren Veranschaulichung und auch Erhaltung eines Festungswerks geleistet hat. Die gleiche Motivation steckt auch hinter seiner Forderung nach einem Festungsmuseum, die nicht genug unterstützt werden kann.

Die stärkste Faszination ergibt sich auch in Ulm aus der architektonisch-ästhetischen Durchbildung des Mauerwerks. Der zeitlichen Nähe zu den österreichischen, insbesondere Veroneser Festungen – Ulm wurde in den Jahren 1842 bis 1859 erbaut –, entsprechen zahlreiche Parallelen in der baulichen Ausformung, zumal beide dem sogenannten neudeutschen System im Festungsbau folgen. Der architektonische Reichtum mag in Ulm eher noch größer erscheinen, bedingt etwa durch die überlegte gleichzeitige Verwendung von roten Ziegeln und Kalktuffquadern, reichere Gesimsausbildung und eine größere Vielfalt der Bauaufgaben, zu der in Ulm beispielsweise auch Stadttore und das riesige vierflügelige Reduit der Wilhelmsburg gehörten. Aber auch der Erhaltungsgrad liegt weit über dem der österreichischen Festungen. Kann er für Verona auf etwa 40 bis 50% des Bestandes geschätzt wer-

BUNDESFESTUNG ULM, Fort Unterer Eselsberg, Doppelcaponniere im Saillant.



den, so dürfte er in Ulm bei 60 bis 70% liegen. Damit wird deutlich, daß die Ulmer Bundesfestung nicht nur, wie der Untertitel des Buches lautet, Europas größte Festungsanlage, sondern auch die besterhaltenste und architektonisch anspruchsvollste ist, zumindest was den Festungsbau des 19. Jahrhunderts betrifft.

Es ist an der Zeit, daß diese Erkenntnis auch die gebührende Resonanz in der Öffentlichkeit findet, um die Erhaltung der Festungsanlagen zu sichern. Die Bemühungen der Denkmalpflege um diese Anlage gehen bis in die Zeit um 1920 zurück, als Chr. Klaiber in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ einen Aufsatz über „Baukünstlerische Werte der ehemaligen Bundesfestung Ulm“ veröffentlichte. Seit damals sind große Teile der Festung als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung in das Denkmalsbuch eingetragen worden. Da die Angaben Otmar Schäuffelens in dieser Hinsicht lückenhaft sind, sei ergänzt, daß auf diese Weise seit 1961 auch der Mauerrest und die Schleusenbauten des Werks VI, seit 1975 das äußere Friedrichsau-Tor des Werks XXII, die Mauerumfassung der Unteren Donaubastion (Werk XXIV), die Untere Stadtkehle (Werk XXVI), das Fort Unterer Eselsberg (Werk XXXIV) und schließlich das Fort Unterer Kuhberg (Werke XXIX und XXX) sowie das Fort Söflinger Turm (Werk XXXIII) und das Fort Prittwitz (Werk XXXVII) seit 1980 geschützt sind. Damit fehlen derzeit im Denkmalsbuch

lediglich die Obere Donaubastion und das später (1881 bis 1887) erbaute Fort Oberer Eselsberg mit seinem Haupt- und Nebenwerk. Gegen diese Eintragungen sträuben sich Bund und Land als Eigentümer.

Zu den Besonderheiten der Ulmer Festung gehört auch, daß während ihrer Funktion als Reichsfestung zwischen 1901 und 1914 eine Reihe von Infanteriestützpunkten, Mannschaftsbunkern und Artilleriestützpunkten erbaut wurden. Fast alle wurden 1977 gesprengt. Die wenigen erhaltenen sind hinsichtlich ihrer Schutzwürdigkeit umstritten, doch tritt das Denkmalsamt auch hier für deren Eintragung in das Denkmalsbuch ein. So konnte für einen Artillerie-Kampfstand von 1914, die Zwischenraumstreiche Z. R. 6 am Hochsträß die Eintragung erreicht werden, während die Verfahren für zwei weitere Anlagen, den Infanteriestützpunkt Gleiselstetten von 1901 nördlich des Forts Oberer Kuhberg und den erst kürzlich wiederentdeckten Infanterieuntertreterraum 31 von 1914 am Südhang des Eselsbergs – Schäuffelen verzeichnet ihn als gesprengt – noch schweben. Es ist sehr zu begrüßen, daß Otmar Schäuffelen auch diese neueren Werke verzeichnet, wie er auch die Festungsteile in Neu-Ulm auf bayerischem Gebiet in seine Darstellung mit einbezieht. Kapitel über die ältere Geschichte der befestigten Stadt Ulm, die Stadtentwicklung von Ulm und Neu-Ulm, die Wallniederlegung und die Abbrüche von Festungsteilen im 20. Jahrhundert

sowie die Probleme der Erhaltung runden die Darstellung ab.

Zu bedauern ist, daß Otmar Schäuffelen die jahrzehntelangen Bemühungen des Vereins Alt-Ulm und seines Vorsitzenden Hellmut Pflüger um die Erhaltung und den Schutz der Bundesfestung Ulm übergeht. Hellmut Pflüger hat sich selbst als weithin anerkannter Fachmann für die Geschichte der neuzeitlichen Festungsarchitektur erwiesen und u. a. einen großen Teil der Illustrationszeichnungen zum eingangs besprochenen Band des „Glossarium Artis“ beigetragen. Aus seiner Feder wird auch die wissenschaftliche Darstellung der Bundesfestung zu erwarten sein.

Hubert Krins

## Ausstellung

Die Ausstellung „**Das Rätsel von Regenbach – Ergebnisse und neue Fragen der Archäologie des Mittelalters 1960–1978**“, die vom 6. 4. bis zum 16. 9. 1979 im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart gezeigt wurde, ist als Dauerausstellung im ehemaligen Schulhaus in Langenburg-Unterregenbach, Kreis Schwäbisch Hall, eingerichtet worden. Der Ausstellungskatalog (54 Seiten, zahlr. Abb.) ist zu beziehen über das Bürgermeisteramt Langenburg.

---

## Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

*Fotografien stellten zur Verfügung:*

Akademie der Künste, Berlin,  
Sammlung Baukunst, Scharoun-Archiv  
139 Abb. 2, 140 Abb. 4, 141–143;  
J. Feist, Pliezhausen 148, 149, 183;  
Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart  
144;  
M. Schuler, Weikersheim 161–164;  
Stadt Schwäbisch Gmünd, Bauordnungsamt  
Titelbild;  
LDA-Karlsruhe 153;  
LDA-Stuttgart 138, 139 Abb. 3,  
140 Abb. 5, 145, 147 Abb. 17;  
LDA-Tübingen 155, 157, 165–171, 179;  
Aus: W. Distel, Protestantischer  
Kirchenbau seit 1900 in Deutschland,  
Zürich 1933 (Tafel 16) 146, 147 Abb. 16;  
Aus: Rudolf Lempp, Das Bauhandwerk,  
Stuttgart 1945 (S. 28) 158.

*Die gezeichneten Vorlagen lieferten:*

Staatliches Vermessungsamt Reutlingen  
150;  
Straßenbauamt Reutlingen 151;  
LDA-Tübingen 167 Abb. 7;  
169 Abb. 10, 172;  
Aus: Otmar Schäuffelen, Die Bundesfestung  
Ulm und ihre Geschichte,  
Ulm 1980 (S. 30) 182.

DENKMALPFLEGE  
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT  
DES LANDESDENKMALAMTES

9. JAHRGANG 1980

# Inhaltsverzeichnis

Peter Assion		
	Rückkehr eines Steindenkmals aus Neudenaus mainzischer Zeit	9–12
Doris Ast		
	Die Westfassade der Zwiefaltener Klosterkirche bleibt steinsichtig	7–8
Doris Ast		
	Tagung „Historische Innenräume“	113–116
Doris Ast, siehe: Kirche und Denkmalschutz		22–24
Doris Ast, siehe: Mitteilungen (Deutscher Preis für Denkmalschutz)		34
Karl Becker, siehe: Arbeitsberichte		30–31
Rüdiger Becksmann		
	Zur Sicherung und Restaurierung der mittelalterlichen Glasmalereien im Freiburger Münster	1–6
Jörg Biel		
	Archäologische Fundstellen im Rebflurbereinigungsgebiet von Lauffen am Neckar	81–85
Christian Blendinger		
	Gibt es heilige Räume? Theologische Besinnung	24–26
Norbert Bongartz		
	Weißes Sichtfachwerk, eine Sonderform des Fachwerkbaus in Süddeutschland	13–17
Norbert Bongartz		
	Denkmäler der frühen Moderne in Stuttgart und ihre konservativen Probleme	137–147
Norbert Bongartz, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)		34–35
Hans Gerhard Brand		
	Leutkirch im Allgäu als Gesamtanlage	107–112
Felicitas Buch		
	Alternativen in Sicht?	
	Anmerkungen zum Ausbau von Ortsdurchfahrten	93–97
Wolf Deiseroth		
	Die Weststadt von Heidelberg	
	Ein Beispiel gründerzeitlicher Stadtentwicklung	37–50
Gerhard Fingerlin		
	Ein Reitergrab des frühen Mittelalters an der oberen Donau	18–21
Ulrich Gräf, siehe: Fachwerk als nostalgische Masche		55
Eberhard Grunsky, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)		180–181
Joachim Hahn		
	Eine aurignacienzeitliche Menschendarstellung aus dem Geißenklösterle bei Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis	56–58
Peter Hillenbrand, siehe: Arbeitsberichte		32–33
Gabriele Howaldt		
	Innenarchitektur des Jugendstils	123–130
Rainer Hussendörfer		
	Sichtfachwerk im Innenraum	117–122
Claus Joachim Kind		
	Ausgrabungen an dem Felsdach „Felsställe“ in Mühlen	165–172

Karl Heinrich Koepf, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)	35–36
Hubert Krins/Klaus Scholkmann	
Mühlen – Untergang eines Bautyps	86–92
Hubert Krins, siehe: Neue Nutzung für einen Kirchenbau gesucht	179
Hubert Krins, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)	181–184
Lothar Merkelbach	
Das Rathaus in Genkingen, Gemeinde Sonnenbühl, Kreis Reutlingen	148–151
Georg Mörsch	
Forderungen des Denkmalpflegers an das Handwerk	155–159
Karlfriedrich Ohr, siehe: Amtshaus zu verkaufen im Neckar-Odenwald-Kreis	136
Klaus Pieper/Fritz Wenzel	
Gedanken von Ingenieuren zu Fragen der Denkmalpflege	173–178
Hasso von Poser	
Die Deckenbilder im Festsaal von Schloß Weikersheim	
Ein Katastrophenfall	160–164
Hartmut Schäfer	
Burg, Schloß und Stadt Marbach am Neckar	59–69
Egon Schallmayer	
Das Wagbachkastell, ein römisches Erdkastell in der Gemarkung	
Waghäusel-Wiesental, Kreis Karlsruhe	51–54
Helmut Schlichtherle	
Urgeschichtliche Feuchtbodensiedlungen in Baden-Württemberg	
Der Aufgabenbereich des „Projektes Bodensee-Oberschwaben“	98–106
Erhard Schmidt	
Schloß Liebenau in Meckenbeuren, Bodenseekreis	
Betrachtungen zur Geschichte und baulichen Entwicklung	70–73
Klaus Scholkmann, siehe: Hubert Krins/Klaus Scholkmann	
Mühlen – Untergang eines Bautyps	86–92
Peter Schubart	
„Beruf Photograph in Heidelberg – Ernst Gottmann sen. und jun.	
1895–1955“	
Zur Ausstellung im Heidelberger Kunstverein	74–75
Peter Schubart	
Das spätmittelalterliche Badhaus in Eberbach, Rhein-Neckar-Kreis	131–135
Peter Schubart, siehe: Schloß zu verkaufen im Neckar-Odenwald-Kreis	77
Wolfgang Stopfel, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)	77–79
Ludwig Tampe	
Ornamentierte Bodenfliesen im ehemaligen Benediktinerkloster	
Zwiefalten	27–29
Fritz Wenzel, siehe: Klaus Pieper/Fritz Wenzel	
Gedanken von Ingenieuren zu Fragen der Denkmalpflege	173–178
Sabine Weyrauch, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)	79–80
Hans Jakob Wörner	
„Handwerk in der Denkmalpflege“	
Symposium in Fulda vom 2. 6. bis zum 5. 6. 1980	152–154
Amtshaus zu verkaufen im Rhein-Neckar-Kreis	136

Arbeitsberichte	30–33
Karl Becker	
Renovierung einer bedeutenden Turmburg: „Burgstall“ in Hilzingen-Riedheim, Kreis Konstanz	30–31
Peter Hillenbrand	
Bestandsicherung der Kirnburg	31–33
Fachwerk als nostalgische Masche	55
Kirche und Denkmalschutz	
Tagung vom 17. bis 19. Oktober 1979 in Bad Boll, Landkreis Göppingen	22–24
Mitteilungen	34–36, 77–80, 180–184
Neue Nutzung für einen Kirchenbau gesucht	179
Personalien	76, 179
Schloß zu verkaufen im Neckar-Odenwald-Kreis	77

# Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

<p><b>Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg</b> Deutscher Kunstverlag</p>	<p><b>Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg</b></p>	<p>Band 2 Antonin Hejna <i>Das „Schlöble“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1974</p>	<p><b>Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p>	<p>Band 5 Hans Klumbach <i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i> Stuttgart 1973</p>
<p>Band 1 Peter Breitling Hans Detlev Kammeier Gerhard Loch <i>Tübingen Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i> München/Berlin 1971</p>	<p><i>Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm</i> Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1978</p>	<p>Band 3 Barbara Scholkmann <i>Sindelfingen/ Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters</i> Stuttgart 1978</p>	<p>Band 1 Rolf Dehn <i>Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 6 Dieter Planck <i>Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i> Stuttgart 1975</p>
<p>Band 2 Reinhard Lieske <i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i> München/Berlin 1973</p>	<p><b>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p>	<p>LDA · Selbstverlag Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth Tübingen</p>	<p>Band 2 Eduard M. Neuffer <i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 7 Hermann Friedrich Müller <i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i> Stuttgart 1976</p>
<p>Band 3 <i>Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i> München/Berlin 1973</p>	<p>Band 1 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 4 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Band 3 Teil 1: Robert Koch <i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i></p>	<p>Band 8 Jens Lünig Hartwig Zürn <i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg</i> Stuttgart 1977</p>
<p>Band 4 Heinz Althöfer Rolf E. Straub Ernst Willemsen <i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i> München/Berlin 1974</p>	<p>Band 2 Herbert und Elke Schwedt <i>Malerei auf Narrenkleidern Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland</i> Stuttgart 1975</p>	<p>Band 5 Hans-Wilhelm Heine <i>Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee</i> Stuttgart 1979 LDA · Selbstverlag Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth Tübingen</p>	<p>Teil 2: Alix Irene Beyer <i>Die Tierknochenfunde</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 9 Klemens Scheck <i>Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960</i> Stuttgart 1977</p>
<p>Band 5 <i>Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe</i> München/Berlin 1978</p>	<p>Band 3 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Band 6 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1979 LDA · Selbstverlag Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth Tübingen</p>	<p>Band 4 Teil 1: Gustav Riek <i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 10 Peter Paulsen Helga Schach-Dörge <i>Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)</i> Stuttgart 1978</p>
<p>Band 6 <i>Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege</i> Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978</p>	<p><b>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p>	<p><b>Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung</b> Band 1 Stuttgart 1974 Band 2 Stuttgart 1975 Band 3 Stuttgart 1977 Band 4 Stuttgart 1979 Band 5 Stuttgart 1980</p>	<p>Teil 2: Joachim Boessneck Angela von den Driesch <i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 10 Peter Paulsen Helga Schach-Dörge <i>Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)</i> Stuttgart 1978</p>
<p>Band 1 Günter P. Fehring <i>Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche</i> Stuttgart 1972</p>				

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

*Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.*

*Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).*

*Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.*

### Landesdenkmalamt

Amtsleitung  
Abteilungsleitung  
Verwaltung  
Inventarisierung  
Öffentlichkeitsarbeit  
Technische Dienste  
Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2 12 53 00

### Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)	Bau- und Kunstdenkmalpflege und Zentrale Restaurierungsberatung Eugenstraße 7 7000 Stuttgart 1 Telefon (07 11) 2 12 52 73 Archäologie des Mittelalters Teckstraße 56 7000 Stuttgart 1 Telefon (07 11) 28 01 01/App. 64	Bodendenkmalpflege (mit Abteilungsleitung) Archäologische Zentralbibliothek Schillerplatz 1 7000 Stuttgart 1 Telefon (07 11) 21 93/29 80
---	--	---

### Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)	Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologie des Mittelalters Karlstraße 47 7500 Karlsruhe Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66	Bodendenkmalpflege Karlstraße 47 7500 Karlsruhe Telefon (07 21) 2 98 66 und 2 62 79
---	---	--

### Außenstelle Freiburg

(zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)	Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologie des Mittelalters Colombistraße 4 7800 Freiburg/Br. Telefon (07 61) 2 04 20 25	Bodendenkmalpflege Adelshäuser Straße 33 7800 Freiburg/Br. Telefon (07 61) 3 27 19
--	---	---

### Außenstelle Tübingen

(zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)	Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologie des Mittelalters Schönbuchstraße 50 7400 Tübingen-Bebenhausen Telefon (0 70 71) 6 60 11	Bodendenkmalpflege Schloß/Fünfeckturm 7400 Tübingen Telefon (0 70 71) 2 29 90
--	---	--